Durch Kampf zum Sieg!

Eduard Friedrich Moldenke

Durch Kampf zum Sieg!



Eine Sammlung von Vorträgen,

der

deutschen evang.-luth. St. Petri-Kirche

in New York

zu ihrem 25jährigen Jubiläum

als Festgabe dargeboten

von ihrem Pastor

Eduard Friedrich Moldenke,

Doktor der Theologie und Philosophie.

Scribe, non ut scribas,
sed ut te aliosque doceas.

Nebst einem Anhang, die Geschichte der St. Petri-Gemeinde enthaltend.

Der Erlös soll als Beitrag zur Erwerbung eines Schulhauses für die Gemeinde dienen.

New York.
1887.
Druck von Theodor Wischan in Reading, Pa., und bei demselben in Kommission.

Seinem unvergeßlichen Wohlthäter und väterlichen Freunde,

Herrn Consistorialrat, Doctor und Professor der Theologie

Justus Ludwig Jacobi

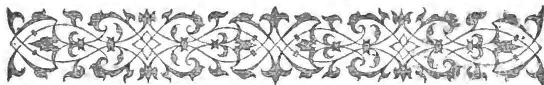
in Halle a. S.

in herzlicher Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.



Deutsche Schmach und deutsche Ehre in Amerika.

Rede,

gehalten im Cooper Institute, New York, den 31. März 1870.

Geehrte Anwesende!

Wenn ich es wage, vor einer Versammlung von Deutschen zu reden, die vor anderen einen Vortrag genau und gründlich prüfen, so beruhigt mich der Umstand, daß zu den Tugenden, welche das deutsche Volk zieren, auch die Genügsamkeit gehört. Indem ich nun auf Ihre Genügsamkeit rechne, bitte ich für mich um Ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme; ich wünsche nicht, daß es mir gehe wie dem griechischen Redner Demosthenes, der einmal erst auf künstliche Weise das Interesse seiner Zuhörer gewinnen mußte. Als nämlich die Richter von Athen seiner Rede nicht zuhörten, begann er auf einmal ihnen eine Geschichte zu erzählen von einem Manne, der sich einen Esel zur Reise gemietet. Unterwegs, da die Sonne brannte, nahm er den Sattel ab und setzte sich in den Schatten des Esels. Da der Eseltreiber besondere Vergütung für die Benutzung des Schattens begehrte, der Reisende aber erklärte, er habe mit dem Esel zugleich auch seinen Schatten gemietet, so gingen beide vor Gericht. Als Demosthenes dies erzählte, hörten die Richter gespannt zu, begierig, den Ausgang eines so merkwürdigen Prozesses zu erfahren. Demosthenes aber sagte: vom Schatten des Esels wollet ihr hören, aber die wichtige Sache, welche ich euch vorgelegt habe, läßt euch gleichgültig! Deutsche Schmach und deutsche Ehre kann uns Deutschen gewiß nicht gleichgültig sein.

Aus dem Altertum wird uns ein bedeutungsvoller Ausspruch berichtet, der auch uns nicht aus dem Sinne kommen soll: „An dem

Ruhebette eines persischen Königs, heißt es in der Erzählung, standen vier Jünglinge zu Wacht und Dienst. Da kam das Rätsel vor, was denn über die Welt die größte Gewalt ausübe; der eine sagte schmeichelnd: der König, ein anderer: der Wein, ein dritter: die Frauen, der letzte, ein Jüngling aus Judäa, dachte nicht an das, was den meisten zuerst einfällt, an das Geld, sondern er sprach: „Die Wahrheit ist das Größeste." So will auch ich im Dienste der Wahrheit deutsche Schmach und deutsche Ehre Ihnen darstellen nicht zur Erbitterung oder Eitelkeit, sondern zum Antrieb und Sporn, im Ringen der verschiedenen Nationalitäten in unserem neuen Vaterlande echtes deutsches Wesen zu beweisen und das auszurichten, wozu Gott gerade uns Deutsche bestimmt hat. Nicht brauche ich es hier zu machen wie Friedrich der Große, der in die von ihm erbauten neuen leeren Häuser zu Potsdam abends Lichter stellen ließ, damit man glauben sollte, sie wären bewohnt — wir wissen wohl, daß in dem deutschen Volke genug des Guten ist, und brauchen da niemand zu täuschen, aber wohl wissen wir auch, daß „es nicht möglich ist, die Fackel der Wahrheit durch das Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart, dort ein Kopfzeug zu versengen." Die einseitige Bewunderung des Fremden, die uns Deutschen anklebt, und die Verachtung des Unseren gereicht uns nicht zur Ehre, wohl aber die Pflege der unserer Nation von Gott verliehenen besonderen Gaben und Kräfte. Viele Menschen erwachen in ihrem Leben niemals zu dem Bewußtsein: „Ich bin ein Mensch," so viele aus unserem Volke niemals zu dem: „Ich bin ein Deutscher." Darum schämt sich so mancher seiner Nationalität und seiner Sprache und hilft so mit, daß man die Deutschen verachtet — denn welches Volk sich nicht selbst achtet, das darf sich nicht wundern, daß es verachtet wird. Es ist wahr und die hier Geborenen empfinden es besonders übel, daß an so vielen Stellen der Name: „Deutscher" als ein Schimpfwort gilt, aber wir trösten uns damit: wer unser Volk schilt und verspottet, der kennt es nicht — und nur die Dummheit kann verächtlich von den Deutschen reden. Ein griechischer Philosoph dankte Gott, daß er nicht ein Tier, sondern ein Mensch, dann, daß er nicht ein Barbar, sondern ein Grieche wäre — so halten wir es für eine Ehre, Deutsche

zu sein, fühlen darum tiefer deutsche Schmach, sind darum aber auch begeistert für deutsche Ehre.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die in vielfacher Hinsicht drückenden Verhältnisse Deutschlands hieherzubringen und ein anderes Deutschland hier zu begründen, aber wiederum ist es auch nicht unsere Pflicht, unsere deutsche Nationalität wie einen alten, schlechten Rock beim Landen ins Meer zu werfen — es ist das ja auch nicht möglich, man macht sich durch das schnelle sogenannte Amerikanisieren nur lächerlich und verächtlich, wie jener Student, mit Thränen entlassen, nach einem halben Jahre bei der Heimkehr der Mutter, die ihn mit Freuden begrüßen will, zuruft: „Weib, bist du meine Mutter?!" — Wir haben es auch nicht nötig; denn wenn wir hier auch Fremdlinge sind, so haben wir doch nicht weniger Recht als die andern, sondern ebenso einen freien Spielraum für die Entfaltung unserer Kräfte. Und hier, wenn auch nicht vor Gericht, gilt das Wort Spinozas: „Ein jeder hat so viel Recht, als seine Kraft vermag." Der englische Grundsatz: once an Englishman, always an Englishman gilt von der Nationalität jedes Volkes. Wer die seinige verachtet, gleicht dem Peter Schlemihl in dem bekannten Buch von Chamisso, der seinen Schatten leichtsinnig verloren hatte und zum Gespött der Leute keinen andern wiederfinden konnte.

Die deutsche Nationalität hat die Aufgabe, sich in diesem Lande mit den andern zu einem neuen Volksgeist zu verschmelzen, das geht nun freilich langsam; je kräftiger daher die Deutschen das Gute in ihrem Charakter, in ihrer Sprache und ihren Sitten festhalten, desto mehr wird der neue Volksgeist den deutschen Typus tragen; schon einmal haben die Deutschen in so außerordentlich sichtbarer Weise dem Volke von England ihre Sprache, ihre Sitten, ihren Charakter aufgeprägt, so daß z. B. die englische Sprache nicht nur in so vielen Wörtern, sondern in ihrem ganzen Bau auf deutschem Grunde ruht — weniger sichtbar ist der deutsche Einfluß auf Italien, Frankreich, Spanien und Nordafrika, wo auch in alter Zeit die Deutschen mächtige Reiche bildeten. Hier nun haben die Deutschen eine große Aufgabe, eine große Zukunft, wie sie eine große Vergangenheit gehabt. — Diese Behauptung möchte Sie vielleicht in Erstaunen setzen — denn

gerade die Vergangenheit zeigt uns eine große Schmach der Deutschen — und doch ist's so, wie ich des Näheren ausführen will, daß die Schmach den dunkeln Hintergrund bildet, auf dem deutsche Ehre desto heller leuchtet.

Nach England waren die Deutschen und zwar die plattdeutschen Stämme der Angeln und der Sachsen als Eroberer 449 gekommen — sie wurden die Herren des Landes — nach Amerika kamen in größerer Zahl vornehmlich die Pfälzer und manche andere Hochdeutsche — und zwar als Bettler, nicht durch ihre Schuld, sondern durch die entsetzlichen Verwüstungen der Franzosen und die jämmerliche Wirtschaft ihrer eigenen Fürsten in grenzenloses Elend gestürzt. So war es natürlich, daß sie in Philadelphia und ebenso in New York am Anfang des vorigen Jahrhunderts mit Widerwillen aufgenommen wurden. Die Konviktbill des Staates Pennsylvanien vom Jahre 1729 stellte sie auf eine Stufe mit den überführten Verbrechern; ihre Einfuhr ward als ein öffentliches Unglück betrachtet; sie mußten dasselbe Kopfgeld bezahlen wie die Neger, nämlich 40 Schill., während die Irländer nur 20 Schill. bezahlten. Halbverhungert, wie wandelnde Gerippe, voll Krankheit, Schmutz und Elend, der Verzweiflung nahe, so kamen sie hier an, schon vorher und hier aufs neue von Betrügern angeführt, für das schuldige Ueberfahrtsgeld in zeitweise Knechtschaft verkauft, von den Ihrigen oft genug für immer getrennt. Ja 1818 wurde in Delaware eine Schiffsladung wie Sklaven verkauft — erst 1819 ward dieser Verkauf in die Knechtschaft verboten. Friedrich Kapp in seinem verdienstlichen Werk über die Deutschen im Staate New York sagt hiezu recht bezeichnend: „Sie duldeten schweigend" — ja, das ist so die deutsche Art.

Unter vielem anderen der Art lese man bei Kapp den Bericht der Pfälzer in der Wildnis des Mohawkthales, um eine Vorstellung von der Not und der schmachvollen Behandlung der Deutschen zu erhalten. „Der Winter 1712 stand vor der Thür, Lebensmittel waren nicht zu haben, an Kleidern herrschte auch Mangel. Die Nachricht, daß der Gouverneur Hunter für sie nichts mehr thun könnte, verursachte schreckliche Bestürzung; besonders von Weibern und Kindern ertönten die jämmerlichsten Rufe und Verwünschungen. So wurden sie in die harte

Notwendigkeit versetzt, Schutz bei den Indianern zu suchen. Sie baten die indianischen Freunde, denen sie das ganze Elend ihrer Lage schilderten, um die Erlaubnis, sich in Schoharie niederlassen zu dürfen. Die Indianer nahmen die Abgesandten freundlich auf; der Mut der Ansiedler belebte sich von neuem; in weniger als 2 Wochen bahnten sie trotz Hunger und Not einen 15 Meilen langen Weg durch den Wald. Zunächst sandten sie 50 Familien nach Schoharie. Da erreichte sie die Botschaft des Gouverneurs, daß sie sich dort nicht niederlassen dürften. Aber um nicht Hungers zu sterben, beschlossen sie, trotz des Verbots dazubleiben. Im März 1713 kamen die anderen Familien nach; der Schnee lag 3 Fuß tief; sie hatten mit Hunger und Kälte zu kämpfen; endlich nach 14 tägiger Reise gelangten sie nach Schoharie, in das Land der Verheißung.

Nun suchten englische Bürger aus Albany von den Indianern Land zu kaufen, um die Deutschen einzuengen, aber die Indianer gaben diesen den Vorzug; der Gouverneur Hunter versuchte — aber vergeblich — die Indianer zu bewegen, den Vertrag mit den Deutschen zu brechen. Das Elend, welches diese armen, fast ausgehungerten Menschen bei der ersten Besiedlung von Schoharie ausstanden, ist kaum glaublich, und hätten die Indianer in ihrer Barmherzigkeit ihnen nicht die Plätze gezeigt, wo sie eßbare Kräuter und Wurzeln finden konnten, so wären sie samt und sonders verhungert."

Fürwahr, ein schwerer Anfang, wie wir von dem in den Indianerkriegen des vorigen Jahrhunderts gefangen genommenen Colonel James Smith lesen — die Indianer stellten sich bei seiner Annäherung in zwei Reihen auf, er aber mußte zwischen ihnen durchlaufen und ward dabei schrecklich geschlagen. Man sagte ihm, je schneller er liefe, desto besser für ihn; wenn er das Ende erreicht hätte, würde ihm nichts mehr geschehen. *Es schien, sagt er, eine große Freude bei allen um mich her zu herrschen; ich konnte aber nichts von Freude in meinem Herzen spüren.* Gewiß, das können wir ihm glauben, und doch war es nur eine Begrüßungsfeier, worauf am nächsten Tage ihm die Haare bis auf die eine sogenannte Skalplocke ausgepflückt wurden, auch keine angenehme Prozedur! — und er nach manchen anderen Zurüstungen in den Stamm

der Indianer adoptiert wurde. — So ähnlich ging's den Deutschen, nur, daß ihre englischen Nachbarn ihnen nicht eine Ehre, wie die Indianer dem Smith, zu erweisen suchten.

Seit der Zeit der Zerstreuung der Völker beim babylonischen Turmbau herrscht Eifersucht, ja Feindschaft einer Nation gegen die andere, ja bei den Römern bedeutet „Fremdling" so viel als „Feind", und das schienen jene englischen Nachbarn auch ohne lateinische Studien gelernt zu haben; erst das Evangelium von Christo lehrt die Völker als zu einer großen Familie Gottes gehörig in Werken des Friedens nicht zu gegenseitigem Verderben, sondern zum Segen zu arbeiten — und wie setzt sich der Kraft des Evangeliums immer und wieder die menschliche Selbstsucht entgegen!

In vielfacher Hinsicht ging's und geht es den Deutschen hierzulande, so wie der treue alte Dr. Martin Luther in seinen Tischreden erzählt: es war einem adeligen Herrn einer seiner Bauern ertrunken; der Herr wollte nun der Witwe und den Kindern die Güter des Verstorbenen entreißen, darum daß er in seinem Wasser ertrunken war! — Wie wird diese Schmach zur Ehre der Deutschen! Denn welche Zähigkeit, welche Ausdauer in der Not und im Elend haben jene armen Deutschen bewiesen und wie viele beweisen sie noch! Armut ist keine Schande, wohl aber für kräftige Naturen ein guter Sporn und wie sind die, welche sich durch alle Not hindurcharbeiten, zu ehren, aber nicht zu verachten! Von unten sich heraufarbeiten, das gilt von Deutschen in diesem Lande, und daß sie sich heraufgearbeitet haben und heraufarbeiten, ist eine rechte Ehre.

In Deutschland freilich dachte und denkt der Deutsche, der auswandern will, sich Amerika als ein Paradies und unter einem Paradies denkt er sich einen Ort, wo er nicht zu arbeiten braucht, das Geld auf dem Boden findet, höchstens sich zu bücken braucht, um es aufzuheben — eine Art Schlaraffenland, wie das in dem deutschen köstlichen Gedicht ausgedrückt ist, wo die gebratenen Tauben einem in den Mund fliegen — wo liegt dies Land? fragt mancher begeistert. Im Gedicht heißt's: acht Tage hinter Weihnachten — und da ist's freilich schwer zu finden. Hier wenigstens erfüllt sich das griechische

Sprichwort: „Vor die Tugend hat Gott den Schweiß gesetzt und vor den Lohn die Arbeit.“ Da hat der Deutsche es nicht leicht — denn zu aller Schmach, Armut und Arbeit muß er die Mühe der neuen Sprache und neuen Verhältnisse übernehmen und überwinden. Doch auch diese überwindet er und zeigt, welch ein Kern im deutschen Volke steckt. —

Hier hat sich die Schmach in Ehre verwandelt; wir kommen nun aber zu einem Punkte, wo der deutsche Vorzug sich oft genug in Schmach verwandelt. Es ist das die deutsche Gemütlichkeit, für welche es nicht einmal ein Wort in den andern Sprachen gibt und die nur der versteht und empfindet, der eben ein Deutscher ist. Diese Gemütlichkeit artet eben vielfach aus und ist kein Ersatz für die höheren Zwecke des Lebens, ja endet oft so, wie von van Twiller erzählt wird. Im Jahre 1633 wollte ein englisches Schiff im Gegensatz zu den holländischen Privilegien den Hudson hinauffahren, um mit den Indianern zu handeln; der holländische General-Direktor van Twiller ließ die holländische Fahne aufziehen, der Engländer that dasselbe; jener ließ 3 Kanonenschüsse zu Ehren des Prinzen von Oranien abfeuern, dieser 3 zu Ehren des Königs Karl von England — und fuhr dann stolz an den Kanonen des Forts (bei der jetzigen Battery) vorbei den Fluß hinauf. Der Direktor ärgerte sich sehr über diese Verhöhnung seiner Autorität und ließ die Bewohner von New York (damals Neu Amsterdam) auf dem freien Platz vor dem Fort, dem jetzigen Bowling Green, zusammekommen, ließ ein Faß Wein und ein Faß Bier auffahren, füllte sein Glas und forderte alle guten Bürger — und darunter manche Deutsche — auf, zu Ehren des Prinzen von Oranien und Verderben den Engländern zu trinken. Natürlich thaten das alle sehr gern. —

Wir sehen, nicht nur die Deutschen lieben einen Trunk, die andern Völker nicht minder — diese haben den Fehler der Deutschen, ohne den Vorzug der Gemütlichkeit zu besitzen. Dennoch können wir diesen Punkt nur mit großem Schmerz berühren. Es ist ja gewiß deutscher Humor und echte Gemütlichkeit ein reicher Himmelssegen — aber man soll ihn nicht in Bier und Wein ersäufen, wie der alte Vers mit Recht sagt: Viel mehr ertrinken im Bier und Wein, als in der Donau und im Rhein! Darauf bezieht sich gewiß auch, was in Schle-

sien an einigen Wirtshausschildern recht treffend angeschrieben ist: „Zum wahnsinnigen Häring,“ „Zur melancholischen Gurke“ u. dgl.

Der alte römische Geschichtsschreiber Tacitus, der das erste Buch über Deutschland um 110 nach Christo geschrieben, erzählt, daß die Deutschen oft genug Tag und Nacht mit Trinken hinbrachten, und Luther, der es gewiß treu mit seinen Deutschen meinte, klagt: „Es muß ein jeglich Land seinen eignen Teufel haben; unser deutsche Teufel wird ein guter Weinschlauch sein, und wird solcher ewige Durst und Deutschlands Plage, fürcht ich, bleiben bis an den jüngsten Tag.“

Ein großer Gelehrter des 16. Jahrhunderts Scaliger irrt indessen doch, wenn er sagt: „Die Deutschen kümmern sich nicht darum, was für Wein sie trinken, wenn es nur Wein ist, und was für Latein sie sprechen, wenn es nur Latein ist“ — jetzt sitzen die Fremden zu den Füßen der Deutschen, um Latein zu lernen, wie auch hierzulande die lateinischen Lehrbücher auf deutschem Grund gewachsen sind, und was den Wein betrifft, da haben leider die Deutschen eine gar zu genaue Kenntnis von Wein und Bier, mehr als uns lieb ist. Denn solche Kenntnis erlangt man nur durch Uebung, und Uebung macht auch hier den Meister. „Er trinkt wie ein Deutscher,“ sagen Franzosen und Engländer und sind doch ebenso schlimm als die Deutschen. Pindar hat allerdings das berühmte Wort gesprochen: „Wasser ist freilich das Beste,“ aber viele sagen: „Wer wird denn immer vom Besten wollen!“ und bemühen sich, der Väter wert zu sein, die viele Humpen geleert. Können sich die Trinker nun freilich hierin leider auf die alten deutschen Vorfahren und das böse Beispiel derselben berufen, so doch nicht die, welche in gemeiner Rohheit alles Heilige mit Hohn und Spott beschmutzen. Solche leichtfertigen Geister und Religionsspötter sind von dem echten deutschen Geist abgefallen, reden nur aus dem Fleische. Das sind wilde Schößlinge und Schwämme am edlen Stamme deutscher Nation.

Ein lesenswerter Schriftsteller Seibert sagt von den Deutschen im Verhältnis zu andern Völkern: „Die Griechen sind ein Kunstvolk, die Römer ein Rechtsvolk, die Deutschen ein Religionsvolk. Schon die alte deutsche Götterlehre hat im Gegensatz zu der griechischen und asiatischen ein mannhaftes deutsches Ge-

präge, sodann ein prophetisches: nach dem Untergang der Götter soll ein ewiges seliges Reich unter dem höchsten Gott beginnen." Deutsche Treue ist sprichwörtlich, dann die tiefe Wehmut, Freiheitsliebe, ein tiefer Natursinn — alles dieses verklärt durch die Religion. Soll die alte deutsche Treue dem „allmächtigen" Dollar weichen?

Der alte Herrscher Constantius Chlorus sagte, da man ihn antrieb, die Christen durch Verfolgung zum Widerruf zu zwingen, mit Recht: „Wer seinem Gott nicht treu ist, wie kann der dem Kaiser treu sein?" Dies Wort gilt für alle irdischen Verhältnisse wie auch der Apostel Paulus sagt: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze." Durch Seinen Propheten Jeremia sagt der Herr: „Suchet der Stadt Bestes, dahin Ich euch habe lassen wegführen und betet für sie zum Herrn; denn wenn es ihr wohl gehet, so gehet es euch auch wohl" — das gilt uns auch, die wir nicht als Räuber, sondern als Bürger des Landes Bestes suchen sollen — und wir werden es, wenn wir über den zeitlichen Gütern nicht die ewigen vergessen. Aller geistige Genuß, alle Kunst und Wissenschaft, alle gute Gesinnung und Tugend ruht am Ende auf religiösem Grunde; alle edleren Gedanken, Liebe, Freundschaft, Freiheit, alles das reicht hinaus über die tierische Natur und beweist, daß der Mensch mehr ist als ein Tier; ist er aber höherer Natur, so betreten wir den Boden der unsichtbaren Welt und vernehmen das Wort des Apostels: „Wir sind göttlichen Geschlechts." Wer dem Menschen die Religion nehmen will, reißt ihm das geistige Auge aus.

Die alten Kolonisten der Heiden nahmen die heimatlichen Götter mit in die Fremde — nichts verbindet so sehr, nichts trennt so sehr, als die Religion. Warum werfen so viele Deutsche den alten Glauben hin, durch den Deutschland eine solche Bedeutung für alle Völker erlangt hat, da das Licht der Reformation Luthers nach allen Seiten hin seinen Glanz verbreitet hat! Warum machen so viele Deutsche sich in den Augen ihrer Mitbürger zur Schmach und Verachtung als Gotteslästerer und Christusleugner! Das ist die größte Schmach — aber freilich eine selbstverschuldete. Wir ehren gewiß die Freiheit des Gedankens:

Die Religion will nicht erzwungen werden, so wenig als die Liebe, sagt schon der alte Kirchenvater Tertullian — aber Hohn und Spott, Gemeinheit und Leichtfertigkeit können wir nicht ehren und anerkennen, sondern müssen den Jammerstand schwer beklagen. Da ist's wohl nötig, daß man sich unsre Vorfahren vorhalte, die unter jener unverschuldeten Schmach und Not seufzend leuchtende Vorbilder der Frömmigkeit sind — sie brachten bei ihrer Ankunft ihre Bibeln, Postillen, Gesangbücher, Arndts Wahres Christentum mit sich; Sonntags lasen sie sich daraus vor und erbauten sich mit geistlichen Liedern — denn sie hatten nur wenige, oft gar keine Prediger.

Wie tief und zugleich echt deutsch ist das Siegel, welches die deutsche Gesellschaft von Philadelphia im Jahre 1786 annahm; es sind drei Felder darin; in dem einen eine Bibel, in dem andern ein Pflug, im dritten ein Schwert mit dem amerikanischen Adler darüber und der lateinischen Inschrift: *Religione, industria et fortitudine Germana proles florebit*, „durch Religion, Fleiß und Tapferkeit wird die deutsche Nachkommenschaft gedeihen." Gewiß, vom Fleiß und der Tapferkeit glaubt es ein jeder, aber von der Religion gilt es vor allen Dingen, daher sie auch dort in erster Stelle steht. Der weise Heide Plutarch sagt mit Recht: „Eher könnt ihr eine Stadt in den Lüften erbauen, als einem Staate ohne Religion Bestand geben." Treffend bemerkt der witzige Lichtenberg: „Das Land, wo die Kirchen schön und die Häuser verfallen sind, ist so gut verloren, als das, wo die Kirchen verfallen und die Häuser Schlösser werden." —

Nun trotz aller Bemühungen, den deutschen Charakter im Glauben an das Evangelium totzuschlagen, lebt derselbe auch hier und wird von Jahr zu Jahr lebendiger im Osten und im Westen — denn das Volk sieht ein, daß nur das reine lautere Evangelium, nur der Glaube an Christum der Grund und die Bürgschaft aller Freiheit ist. Es fühlt das Volk, was der römische Philosoph Seneca sagt: „Wie jammervoll, arm und gering ist der Mensch, wenn er sich nicht über das Menschliche erhebt und würdig wird, in die Gemeinschaft Gottes zu kommen." Merkwürdig: das erste deutsche Buch ist eine Bibel, die Uebersetzung des gotischen Bischofs Ulfilas im 4.

Jahrhundert; das erste Buch, das gedruckt ward — und die Buchdruckerkunst ist auch von Deutschen erfunden — war die Bibel; das erste deutsche mit deutschen Buchstaben in Amerika gedruckte Buch war eine deutsche Bibel, 1743 von Christoph Sauer in Philadelphia gedruckt, während die erste englische Bibel erst 1782 in diesem Lande herauskam. Beengende Fesseln abzustreifen strebt der Geist, das ist ein natürliches Verlangen — Freiheit ist ein süßes Wort — wohl ihm, wenn er mit den irdischen Fesseln nicht die Bande des Ewigen zerreißt.

Es ist ein altes bewährtes Wort: der Baum der Freiheit wird mit Blut begossen — so sehen wir die deutsche Ehre im amerikanischen Freiheitskampfe mit unauslöschlichem Glanze leuchten — deutsche Tapferkeit getragen von lebendigem christlichem Glauben. Welche Heldengestalten! Man denkt bei Helden zuerst an den Krieg — und wie jene armen Pfälzer Helden im Leiden waren, so waren sie es auch Kampfe; wir können wohl sagen: die Deutschen können sich freuen, daß Amerika sie aufgenommen hat, aber ebenso kann Amerika sich freuen, daß es die Deutschen bekommen hat. Eine Geschichte der Ver. Staaten, eine Geschichte der Stadt New York ist ohne Hervorhebung der Deutschen nicht zu denken, und je weniger englische Schriftsteller die Deutschen anerkennen, desto mehr ist es nötig, daß wir nicht Gras über den Thaten und dem Wirken unseres Volkes wachsen lassen. Der alte Tacitus schon sagt von den Deutschen: „Die ehrenvollste Art des Beifalls bei ihnen ist, mit den Waffen zu loben.“ Sodann: „210 Jahre lang wird Deutschland besiegt,“ er meint eben von den Römern bekriegt, aber nicht besiegt, denn im Gegenteil, die Deutschen haben Rom mehr als einmal erobert. „Unangenehm ist ihnen die Ruhe, sie ziehen es vor, Feinde herauszufordern und Wunden zu verdienen.“ Landesverrat, Feigheit waren wie Ehebruch bei ihnen todeswürdige Verbrechen. Luther: „Deutschland gibt die besten und treuesten Kriegsleute.“ Deutsche hätten nicht so gehandelt wie die zwei Brigaden Amerikaner, welche, als der englische General Howe in New York an der 36sten Straße landete, ohne Schwertstreich flohen — Washington ritt hin, sah sie schon fliehen, warf den Hut

zur Erde und rief: Are these the men with whom I am to defend America? Jean Paul erzählt von den Stadtsoldaten der alten Zeit, daß sie den Feind so verachteten, daß sie ihn stets mit dem Rükken ansahen; er wünschte, sie hätten einen guten Knüppel, damit sie sich verteidigen könnten, wenn ihnen jemand das Gewehr nehmen wollte. So hatten wir in unserem Städtchen auch einen Stadtsoldaten: wenn der vom Leder ziehen wollte, ging es nicht! Die Klinge war eben eingerostet in den langen Friedenszeiten. Aber von solcher Art waren selbst die friedliebenden Deutschen hierzulande zu keiner Zeit. —

Die Deutschen haben im letzten großen Kriege gezeigt, daß die Tapferkeit der Väter bei ihnen nicht ausgestorben ist. Unter den Helden des Unabhängigkeitskrieges im vorigen Jahrhundert ragt insonderheit der General Nikolaus Herkheimer hervor; von ihm gilt Senecas Wort: „Der ist kein mutiger Mann, dem nicht der Mut unter den Schwierigkeiten selbst wächst." Den 21. Mai 1775 schlossen die Deutschen im Mohawkthale und den angrenzenden westlichen Kolonien (im Staate New York), nachdem sie bereits im deutschen Distrikt Palatine oder Pfalz den 27. August 1774 eine große Volksversammlung abgehalten, ein Bündnis unter sich zu Schutz und Trutz — das waren die Nachkommen der mit dem Gouverneur Hunter 1710 eingewanderten armen Pfälzer, jetzt bereit, ihr Blut für die Sache der Freiheit hinzugeben, arme Bauern in den Wäldern, aber voll echten deutschen Geistes — vor ihnen die grausamen von England aufgehetzten Indianer, hinter ihnen die erbitterten von englischen Nachbarn geführten Tories; so abgeschnitten von den für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Kolonien, auf sich selbst gewiesen, erklärten jene in der Wildnis wohnenden Deutschen: „Wir verabscheuen die uns angedrohte Sklaverei und aufeinander angewiesen, wie wir sind durch die Bande der Religion, der Ehre, der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, vereinigen wir uns in dem festen Entschluß, nie Sklaven werden zu wollen und unsere Freiheit mit Gut und Blut zu verteidigen."

Der tiefsinnige größte deutsche Dichter der alten Zeit Wolfram von Eschenbach (im 13. Jahrhundert) spricht mit Recht: „Wer

selber sagt, wie wert er sei, da steht der Unglaube jedem frei"— hier aber waren keine eiteln Worte, sondern heldenmütige Entschlüsse und Thaten — das Lob kommt immer erst hinterher bei wahren Helden. Wenn wir jene Pfälzer in dem heute noch nach Herkheimer genannten County anschauen, müssen wir des Wortes von Jung Stilling gedenken: „Es gibt keine Niedrigkeit des Standes, wenn die Seele geadelt ist" — es waren Landleute, niedrig vor der Welt, von den meisten Deutschen unsrer Tage vergessen, doch Vorbilder ihrer Nachkommen in Tapferkeit und christlichem Glauben! Gesammelt und geübt durch ihren Führer, den General Nikolaus Herkheimer, trafen sie 1777 mit dem Feind zusammen — die deutschen Bauern fochten da gegen 750 reguläre Soldaten und 1000 blutdürstige Indianer in schrecklichem Kampfe bei Oriskany; es war der erste Triumph der republikanischen Waffen im New York Staat; seine Folge war die Gefangennehmung des englischen Generals Burgoyne mit seinem ganzen Heere bei Saratoga. Niemals wagten seit jener Zeit die Indianer mit den Deutschen in offener Feldschlacht zu kämpfen. Dem General Herkheimer ward während des Kampfes ein Bein zerschmettert; ruhig kommandierte er weiter; etliche Tage darauf verblutete er — vor seinem Ende nahm er seine Bibel und betete mit Inbrunst den 38. Psalm: „Herr, strafe mich nicht in Deinem Zorn und züchtige mich nicht in Deinem Grimm!"

Am 6. August 1781 überfiel eine Rotte Indianer von 48 Mann und 16 Tories unter Führung des kühnen Kapitäns Donald McDonald die Niederlassung des Deutschen Christian Schell im Busche bei Herkimer. Eben war dieser mit den Seinen auf dem Felde bei der Arbeit; seine beiden jüngsten etwa 8 Jahre alten Söhne fielen in Feindes Hand, mit seiner Frau und den 4 anderen Söhnen eilte er in seine Blockhütte, die wie die meisten jener Zeit zur Verteidigung eingerichtet unten eine massive Thüre sowie Schießlöcher und ein oberes Stockwerk hatte, das über das untere hinausragte und auch mit Schießscharten versehen war. Während Schell und seine Söhne schossen, lud die Frau die Gewehre; jeder Schuß traf; die Angreifenden wurden durch die Schüsse mehrmals zurückgetrieben; endlich ge-

lang es dem Kapitän die Thüre zu erreichen; er suchte sie zu sprengen — ein Schuß verwundete sein Bein; schnell wie der Wind entriegelte Schell die Thüre und zog ihn hinein. Dies schützte die Belagerten vor Feuersgefahr, aber desto wilder stürmten die Feinde an. Da in der großen Not stimmte die Mutter den Schlachtgesang der Reformation an: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Begeistert sangen die Männer mit. Bei dem Verse: Und wenn die Welt voll Teufel wär u. s. w. waren die Feinde am Hause und steckten die Läufe ihrer Gewehre durch die Schießlöcher den Belagerten entgegen — aber geschwind ergriff Frau Schell eine Axt und verbog durch etliche Schläge die Flintenläufe; man sieht, es lebte in dieser Frau der Heldengeist der alten deutschen Frauen zur Zeit des Tacitus, nur verklärt durch den Glauben an Christum. Die Männer feuerten, die Feinde zogen sich zurück. Als es dunkel ward, stimmten die Belagerten Freudenrufe an, als ob Hilfe herankäme; die Feinde zogen sich noch weiter zurück und unter dem Schutze der Nacht eilten die Belagerten in das benachbarte Fort Dayton.

Zu den Helden des Unabhängigkeitskrieges gehört auch der General Peter Mühlenberg und sein Bruder Friedrich August, der erste Präsident des Kongresses, Söhne des allgemeinen hochgeachteten lutherischen Pastors Heinrich Melchior Mühlenberg, des Patriarchen der luth. Kirche im Osten. — Einer der ausgezeichnetsten Männer war der luth. Pastor oder Dominie nach holländischem Sprachgebrauch, Nikolaus Sommer in Schoharie, der einen Wirkungskreis von 50 englischen Meilen im Umkreis hatte; ich führe ihn so wie andere Prediger an, weil gerade die Kirche der Sammelpunkt der alten Einwanderer war und noch bis zur heutigen Stunde deutscher Glaube, deutsche Bildung, deutsche Sitte, deutsche Sprache durch sie erhalten und gefördert wird; ich führe jene Männer an, weil sie durch ihre Arbeit, Opfer, Erfolge es wert sind, unter den Ersten unseres Volkes in diesem Lande zu stehen — ist's ja doch auch ein Prediger, Dr. Martin Luther, „jene deutsche Bestie, wie der Italiener Cajetan sagte, mit den tiefliegenden Augen und den wunderlichen Spekulationen im Kopfe," der den Namen des deutschen Volkes auf dem Gebiet des

Glaubens unsterblich gemacht hat, der größte aller Deutschen — und wenn heutzutage wie auch schon im vorigen Jahrhundert über schlechte Subjekte im Predigerstande geklagt wird, so sind eben die Deutschen selbst Schuld daran, einmal daß sie überhaupt verdorbene Subjekte zu Predigern nehmen, von denen Luther sagt, daß kein Mensch ihnen die Schweine, viel weniger unsterbliche Seelen anvertrauen sollte, sodann aber, weil auch in diesem so wichtigen Punkte der Deutsche von dem sonderbaren, von seiner Genügsamkeit zeugenden Grundsatz ausgeht: je billiger, desto besser. Nur deutsche Genügsamkeit konnte einen solchen humoristischen Vers, wie den folgenden aus alter Zeit, produzieren:

„Besser ichts (etwas), als nichts,"
Sprach der Wolf, als er nach einem Schafe schnappte
Und dafür eine Mück' ertappte.

Nun, dieser Pastor Sommer, ein auch sonst umsichtiger und unerschrockener Mann, predigte im Sommer 1781 in Neu Durlach (jetzt Sharon Springs) — gerade während der Predigt entbrannte ein heftiges Gefecht zwischen den Republikanern und den englischen Tories. „Laßt euch nicht irren, sagte er zu seinen Zuhörern, welche durch die einschlagenden Kugeln unruhig wurden, „die Sache, für welche eure Freunde draußen kämpfen, ist eine gute und gerechte, und man wird euch nichts anhaben." Die Gemeinde hielt wirklich bis zum letzten Wort ihres tapfern Pastors aus. —

Vor der Revolution war einer der bedeutendsten Männer in den Kolonien Konrad Weiser, ein Deutscher, der Schwiegervater von Mühlenberg, der bei den Indianern erzogen, ihre Sprache und Sitten gelernt hatte und als Dolmetscher von unschätzbarem Werte war, ja fortwährend zur Vermittlung des Friedens und der Freundschaft mit den wilden Nachbarn gebraucht wurde. Er übertraf in den gerühmten indianischen Künsten, im Laufen, Springen, Schießen die besten Indianer und starb hochangesehen im Jahre 1760. — Und dieser Mann, ein Mann der Wälder und des Krieges, reiste 200 Meilen nach New York, um ein Exemplar von Arndts „Wahrem Christentum" zu erlangen. — Das waren Männer, deren Namen einen guten Klang behalten wird, die da wuß-

ten, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, auch nicht bloß irdische Freiheit, sondern himmlische im Glauben und in der Liebe Christi bedarf. —.

Der Freiheitsdrang, dieser tiefe Zug im deutschen Charakter, der im englischen Volk und hier in Amerika den rechten politischen Boden gefunden hat, treibt die Deutschen in die Weite— hinaus aus den drückenden Verhältnissen der Heimat, Sehnsucht nach der Fremde, um da der Heimat zu gedenken, wie H. Heine sagt: „Als ich mein Vaterland aus den Augen verlor, da fand ich es im Herzen wieder.“ — Hinaus! ruft der Freiheitsdrang, bis es dann heißt: hinauf! Was der sterbende Götz von Berlichingen bei Göthe sagt: „Freiheit! Freiheit!“ das hallt im Herzen jedes Deutschen wieder — Gott gebe, auch die Antwort seiner frommen Frau: „Nur droben, droben bei Dir!“ — Es ist nicht ohne Bedeutung — wenn wir auch von der schwachen Melodie des Yankee Doodle absehen, daß von einem Deutschen die Melodie des Hail Columbia gemacht worden ist, sowie daß die beliebteste englische Kirchenmelodie Old Hundred erst durch Vermittlung der Deutschen zu den Amerikanern gekommen ist.

Der unglückliche Dichter Schubart hatte auf den Herzog Karl Eugen von Württemberg, der zuerst mit Soldaten spielte, sie auch um Geld an andere Potentaten verhandelte, dann aber der Schulen sich annahm, folgendes scharfe Gedicht gemacht: „Als Dionys von Syrakus — Aufhören mußt, Tyrann zu sein, — Da ward er ein Schulmeisterlein.“ Infolge dessen ward er später heimlich überfallen, über die württembergische Grenze gebracht und viele Jahre in trauriger Gefangenschaft gehalten. Dieser Mann hatte vorhin den Rat der Stadt Augsburg um einen Hut voll englischer Freiheit gebeten, aber die bezeichnende Antwort erhalten: „Auch nicht eine Nußschale davon soll Er haben.“

Hier aber ist das Land, wo der deutsche Freiheitsdrang zur Ehre des deutschen Namens einen weiten Spielraum gefunden hat und findet. Der Mann, welcher als der erste tüchtige General-Direktor der neuen Kolonie Neu-Amsterdam (später New York genannt) den Grund zu ihrer spätern Größe legte, war

ein Deutscher, Peter Minnewit aus Wesel 1626, und dabei nach deutscher Weise ein Mann des Rechtes; denn eine Freiheit ohne sittliche Grundlage, eine Freiheit voll Ungerechtigkeit ist dem deutschen Charakter fremd. Er war es, der nicht nur äußerlich die neue Kolonie befestigte und ein, wenn auch nur hölzernes, mit Palissaden umgebenes Fort unten an der Battery (Fort Amsterdam) erbaute, sondern innerlich die Religion durch Bestimmung eines Lokals, des oberen Stockwerks in der Roßmühle im Fort, zu einem Kirchenlokal, sodann die Ordnung durch Gründung einer bestimmten festen Provinzialregierung und das Recht durch sofortigen Ankauf der Insel Manhattan von den Indianern sicher stellte. Gab er auch freilich nach damaligem billigem Preise für die wenn auch malerisch gelegene, doch durch Sümpfe, Moräste, Felsen und Wälder wüste und der Kultur erst bedürftige Insel Manhattan nicht mehr als 60 holländische Gulden oder 24 Dollars, so legte er doch durch den Ankauf den rechtlichen Grund zu der Stadt New York und gab Zeugnis von dem deutschen Charakter. So sehen wir schon von Anfang die Deutschen in Amerika eine gar wichtige Rolle spielen — und wir sollen in rechter Weise die Bedeutung unserer Nation nicht nur fühlen, sondern auch zur Geltung bringen.

Es war das keine leere Zeremonie, als nach Vollendung des Riesenwerks, das unermüdliche Anstrengungen des Gouverneurs de Witt Clinton und 8 Jahre angestrengter Arbeit erfordert hatte, des 363 Meilen langen und 40 Fuß breiten Eriekanals, am 4. November 1825 die Festfeier in der Navy-Yard hieselbst stattfand, und nachdem Clinton zum Zeichen der Vermählung des Ozeans mit den inneren Seen ein Faß mit frischem Eriewasser in die Flut gegossen hatte, Dr. Mitchell sodann Wasser, das er aus allen Zonen gesammelt, in die Wellen goß: Wasser nicht nur vom Ganges und Indus, dem Nil und Gambia, der Themse, Seine, sondern auch von dem Rhein und der Donau, dem Mississippi, Columbia, Orinocco, La Plata und Amazonenstrom, zum Zeichen, daß die Insel Manhattan das Handelszentrum der Welt sein würde. — Da ist auch der Rhein und die Donau erwähnt, wohl hätte auch die Elbe und Weser Erwähnung verdient, aber auch so wird dadurch anerkannt, daß Deutschland gleichfalls

einen Hauptanteil an der Größe der Vereinigten Staaten hat.

Doch das deutsche Freiheitsgefühl reicht noch weiter. Es ist die Freiheit des Gewissens, für welche die Deutschen Märtyrer geworden sind und welche sie für dieses Land mit haben erringen helfen. Auf kirchlichem Gebiet herrschte trotz aller liberalen Versicherungen doch die holländisch-reformierte Kirche als Staatskirche. Um 1654 wollten die Lutheraner eine Kirche in Neu-Amsterdam bauen, aber der holländische General-Direktor Petrus Stuyvesant, ein eifriger Kalvinist, verweigerte die Erlaubnis, weil er sowie die holländische Kompanie meinte, die anderen Kirchenparteien würden auch so handeln und die Staatskirche würde dann Gefahr leiden. Erst als New York in die Hände der Engländer gekommen war, gewährte der englische Gouverneur Nicolls die Erlaubnis und die Lutheraner erbauten sich ein Kirchlein, worin Fabritius 1669 zuerst predigte. Es ward nunmehr die Episkopalkirche die Staatskirche — sie hat Vorteile genug aus dieser Stellung gezogen, bis der Unabhängigkeitskrieg dem Staatskirchentum ein Ende machte.

Einen Pionier der langen Reihe, welche zuletzt auf blutigen Schlachtfeldern die Freiheit errangen, eins der ersten Opfer der Freiheit nennen sogar die englischen Berichte unsern deutschen Landsmann Jakob Leisler. Aus Frankfurt a. M. gebürtig war er als Soldat der holländischen Kompanie 1660 eingewandert; durch seine Heirat und glückliche Spekulationen ward er mit der Zeit einer der wohlhabendsten und angesehensten Kaufleute von New York. Nur kurze Zeit konnte sich der zur römischen Kirche übergetretene König Jakob II. auf dem Throne behaupten, aber die Katholiken erhielten mancherlei Vorteile; es wanderten viele in New York ein; das Volk sah mit Eifersucht und Erbitterung auf den wachsenden Einfluß dieser Partei. Da kamen dunkle Gerüchte davon, daß Wilhelm, Prinz von Oranien, in England gelandet wäre, den König Jakob vertrieben hätte und nun mit der Königin Maria, seiner Frau und Erbin des englischen Thrones, regiere, 1688 nach der fernen Kolonie New York. Das Volk ward unruhig; es kamen immer keine Instruktionen von England, wohl aber bestimmte Nachrichten, daß Jakob gestürzt sei. In Boston ward man bald fertig und verjagte den Gouverneur. In

New York war man nicht einig; die Partei der Reichen und Aristokraten unter Anführung des Mayor van Courtlandt wollte auf bestimmte Befehle von England warten, das Volk war für sofortige Entfernung des Gouverneurs, der ihnen als Katholik verhaßt war, Nicholson. Das Volk erhob sich, ernannte ein Sicherheitskomitee, welches Jakob Leisler zum Vertreter des Gouverneurs bestimmte, bis nähere Nachrichten von England kämen. Nun begannen die erbittertsten Parteikämpfe, in denen er, obwohl im Besitz der Macht, das Leben seiner Feinde großmütig, aber zu seinem eigenen Verderben schonte. Nicholson floh und wußte den König gegen Leisler einzunehmen. Leisler sandte ein Rechtfertigungsschreiben nach England, aber weil er nur schlecht englisch sprechen und schreiben konnte, so ward dies mißverstanden und verdarb noch mehr — endlich 1691 kam der neue Gouverneur Sloughter — aber zu Leislers Unglück ward sein Schiff durch widrige Winde 7 Wochen zurückgehalten und sein Untergebener Ingoldsby kam zuerst an, hatte natürlich keine Vollmacht, forderte aber von Leisler die Schlüssel des Forts — natürlich verweigerte sie Leisler, Ingoldsby schloß sich an Leislers Feinde — es war eine Art Belagerungszustand in der Stadt, ja Ingoldsby belagerte Leisler im Fort — endlich kam der Gouverneur an, ließ sich gegen Leisler einnehmen — seine bittersten Feinde waren seine Richter — er und sein Schwiegersohn wurden zum Tode verurteilt. Sloughter zögerte, das ungerechte Urteil zu unterschreiben. Da gab man ihm ein Fest, machte ihn trunken und im Trunk unterzeichnete er das Urteil.

Sofort stahlen sich die Anstifter vom Feste weg und eilten, ihr Schlachtopfer zu vernichten, ehe der Gouverneur zur Besinnung kommen konnte. Es war ein kalter nasser Morgen im Mai. Trotz des Regens war das Volk zusammengeströmt, es hing an Leisler wie an einem Vater. Aber weiter als zum Jammern brachte man es nicht. Leisler sprach: „Was ich gethan habe, geschah im Dienste meines Königs und meiner Königin, für die protestantische Sache und zum Besten meines Vaterlandes. Dafür muß ich sterben. Ich habe in manchem geirrt, dafür bitte ich um Verzeihung. Ich vergebe meinen Feinden, wie ich Vergebung hoffe und bitte meine Kinder,

ebenso zu thun." So fiel dieser wahrhaft deutsche Mann, seine Schmach ist unsere Ehre. Seine Sache war die Sache des Volks, in ihm suchte Großbritannien das Volk zu brechen, jedes Sympton der Freiheit und Unabhängigkeit zu ersticken, die Kolonien mit eiserner Rute zu regieren. Erst 4 Jahre darauf erlangte der Sohn Leislers von dem britischen Parlament eine Revision und Verwerfung des ungerechten Urteils — so ward das Unrecht, das Leisler geschehen, hiedurch öffentlich anerkannt.

Noch in einer andern Weise zeigt sich die deutsche Ehre auf dem Gebiet der Freiheit — das Wort des Tacitus gilt hier: „Gefährlicher als das Reich des Parthers Arsaces ist die Freiheit der Deutschen." Als ein armer Knabe war Johann Peter Zenger mit seiner Mutter, einer Witwe, aus der Pfalz nach New York im Jahre 1710 gekommen und wie es damals Sitte war, von der Regierung sofort in Beschlag genommen und zur Arbeit ausgethan. Gott fügte es so, daß er zu einem rechtlichen Quäker kam, der der erste Drucker am Orte war und die erste englische Zeitung herausgab. Damals wohnten hier etwas über 5000 Einwohner. Zenger lernte das Druckereigeschäft, gab 1733 die zweite englische Zeitung heraus, trat mit derselben auf die Seite des Volkes, griff unerschrocken die Habsucht, die schlechte Regierung des Gouverneurs und seiner Kreaturen an, ward vor Gericht gestellt aber vom berühmten Advokaten Andreas Hamilton von Philadelphia verteidigt und freigesprochen. Zenger war der erste unerschrockene Verfechter und Retter der Preßfreiheit, ein merkwürdiges Beispiel, wie so mancher Deutsche aus geringen Anfängen sich heraufarbeitet und auch ohne den Reichtum eines Astor zu besitzen, dennoch unaussprechlichen Segen für Gegenwart und Zukunft stiften kann. —

Dieses deutsche Freiheitsgefühl ist eine Ehre, so lange es auf religiös-sittlicher Grundlage, wie bei Minnewit, Leisler, Zenger ruht — wie Tacitus von den alten Deutschen sagt: „Niemand lacht da zu den Lastern; dort gelten gute Sitten mehr, als anderwärts Gesetze," von der Verabscheuung des Ehebruchs, der Achtung der Frauen, der Keuschheit der alten Deutschen spricht er mit Hochachtung und hält diese seinen entarteten römischen Landsleuten als einen Spiegel vor.

Gewiß Ehre kann man nur durch das Gute erlangen, Segen kommt nie aus dem Schlechten, so wenig als Trauben an den Dornen und Feigen an den Disteln wachsen. Man kann sich erniedrigen in rechter Weise, das geschieht durch die Demut, aber auch in schlechter, das geschieht durch die Sünde. Noch lebt in den Deutschen die Achtung vor der Ehe, deren man hier in New York in so vielen Zirkeln spottet, noch ist der Widerwille gegen Humbug und Aufschneiderei da, Ehrlichkeit und Festigkeit, das Experimentieren mit den Frauenrechten, dem Mormonenwesen und Kommunismus der Weiber wie im Oneida County im Staate New York findet keinen Anklang bei den Deutschen, ebensowenig wie das Ehescheidungsunwesen, das die Heiligkeit des Familienlebens und somit die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft untergräbt. Witzig hat uns Beecher mit dem Nilschlamm verglichen — nützlich, aber schmutzig! Wir meinen aber, es ist besser, wenn es nicht anders geht, den Schmutz von außen, als von innen zu haben und nicht wie es bei so Vielen steht: außen hui, innen pfui!

Der Freiheitsdrang der Deutschen ist mit Schuld an der alten Klage über ihre Uneinigkeit — und wie der alte römische Grundsatz: „Divide et impera — teile, so wirst du herrschen" war, so sucht man die deutsche Uneinigkeit zu ihrer Schwächung zu benutzen. Was könnten die Deutschen nicht leisten, wenn sie einig wären, was nicht erreichen auf dem Gebiet der Kirche, der Schule, des Staates, der Kunst und Wissenschaft, wenn sie nicht ihre Kräfte zersplitterten! Und doch kann auch der Deutsche nur in der Gemeinschaft gedeihen und sehnt sich nach Einigkeit. Welche Eifersucht ist zwischen Norddeutschen und Süddeutschen! Glücklicherweise haben hier in Amerika beide Teile ihre Helden und haben beiderseitig genug zur Ehre des Landes beigetragen. Minnewit aus Wesel, Mühlenberg aus Eimbeck in Hannover, Sommer aus Hamburg u. a. sind Plattdeutsche, Weiser, Leisler, Zenger, Herkheimer u. a. sind Hochdeutsche. —

„Durch Religion, Fleiß und Tapferkeit werden die Deutschen gedeihen" — wer wollte nicht auch des an den Deutschen allgemein

gerühmten Fleißes gedenken! Die Deutschen sind in hervorragender Weise in diesem Lande die Pioniere der Kultur. Ich schweige davon, wie sie unter den Trappern, Jägern, Indianerkämpfern hervorragen und die Namen eines Weiser, der Gebrüder Wetzel u. a. noch immer mit ihren Heldenthaten im Gedächtnis Vieler leben — ich schweige davon, denn war auch ihr Leben hart und ihr Dienst eifrig und segensreich, so führten sie meistens ein unstetes unruhiges Leben. Wie aber breiten durch Arbeit und Fleiß in seßhaftem Wesen die Deutschen die Kultur immer weiter aus! Ganz verwandelt sind sie in dieser Hinsicht durch das Christentum. In alter Zeit wollten sie weder pflügen noch säen noch ernten — lieber mit Blut, als mit Schweiß sich das Nötige erwerben — und jetzt, wie fleißig und unermüdlich sind sie in der Arbeit! Es ist ein christlicher, auf allen Gebieten des Lebens bewährter Grundsatz: Nur durch Opfer läßt sich Großes erreichen. Wie die Deutschen in dem Mohawkthale unter entsetzlichen Nöten die Wälder gelichtet haben, wie sie in der Einsamkeit der Wildnis auch jetzt im Westen mit der Natur ringen, ja oft genug ihr Blut durch heimtückische Wilde wie noch vor wenigen Jahren in Minnesota und jetzt noch weiter westlich vergossen wird, wer könnte diese Ehre des deutschen Namens auserzählen!

Das Christentum macht die Völker seßhaft, begierig, festen Grund, eine Heimstätte zu erwerben. Wenn auch langsam, doch sicher ist deutsches Streben — deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit — im edlen Sinne: konservativ — sind sprichwörtlich geworden auf allen Gebieten, und ohne beides läßt sich nichts Dauerhaftes und Solides erreichen. Nicht das Schnelle, sondern das Sichere ist dem Deutschen die Hauptsache. In allen Fächern finden wir Deutsche, man denke an Künste und Wissenschaften, an Geschäftszweige und Handwerke. Unter den ersten Graduierten vom Columbia College (9 im Ganzen) war schon ein Deutscher Namens Hoffmann 1763. Mr. Peter Cooper, der dieses große Gebäude der Wissenschaft und Kunst geweiht hat, erzählte mir neulich im Gespräch, daß etliche hundert deutsche junge Leute in diesem Institut Unterricht (nämlich freien) empfangen und ihm besondere Freude machen; er wie so viele andere läßt seine Kinder im Deutschen unterrichten — und wir

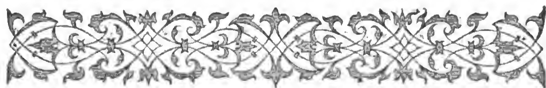
sollten unsere Sprache, die wie der große Leibnitz sagt, zur Philosophie, zur Sprache des Denkens wie geboren scheint, verächtlich fortwerfen! Und dies noch jetzt, wo die Deutschen eine ganz andere ehrenvolle Stellung haben als früher! Sie wissen, welche Nöte und Gefahren die französische Revolution im vorigen Jahrhundert Vielen brachte. Da fragte jemand den Abbé Sieyes, was er in jener Schreckenszeit gethan hätte. Er erwiderte: „Ich habe gelebt!" Das war allerdings genug — und so war's mit den Deutschen im Anfang und ist's mit vielen noch — aber der Segen des Herrn war und ist mit unserm Volke. So war es schon im Anfang auch im Irdischen. Die halbverhungerten ersten Ansiedler von Schoharie ernteten von einem Scheffel Weizen, den einer von ihnen 19 Meilen weit von Schenectady auf dem Rücken getragen, 83 Scheffel! Die Verachtung gegen unser Volk fängt an sich in Eifersucht zu verwandeln und die steigende Wohlhabenheit der Deutschen läßt uns hoffen, daß sie auch im Opfern den Englischen nicht nachstehen werden. Sie lernen schon immer mehr das System der Freiwilligkeit schätzen, denn ohne diese kann nichts Großes erreicht werden. Das deutsche Hospital wartet auf die Liberalität von deutschen Bürgern, die Emigrantenherberge, die Waisensache, so manche deutsche Gemeinde und kirchliche deutsche Schule bedarf der Unterstützung — es würde das deutsche Volk in dieser Stadt ein echt deutsches Werk thun, wenn es mit vereinter Kraft eine hohe Schule einrichtete, was ihm leicht genug fallen würde. Das deutsche Volk ist ein Volk der Gedanken geworden, in alten Zeiten war es ein Volk der That — es ist offenbar seine Aufgabe in diesem Lande, wiederum ein Volk der That zu werden. Wir brauchen mehr Astors, die der Gelehrsamkeit, mehr Mollers, die den Werken christlicher Liebe mit ihren großen Mitteln dienen. Aber da werden wir es wohl noch lange mit jenem Studenten halten müssen, der an seinen Vater einen Brief und darin nur ein einziges Wort, aber mit großen Buchstaben schrieb, nämlich: **„Geld!"** Der Vater aber sandte dies Schreiben zurück, nachdem er in die Mitte nur die zwei Buchstaben du gesetzt, so daß das Wort nun lautete: **Geduld!**

Zum Schluß glaube ich Ihnen aus dem Herzen zu sprechen,

wenn ich ein kurzes Gedicht von Walther von der Vogelweide anführe, dieses Dichters aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, als das Christentum vom deutschen Volksgeist Besitz genommen hatte; es heißt **„Deutschlands Ehre;“** möge es nicht nur drüben im alten Vaterlande, sondern überall, wo Deutsche wohnen, in Geltung bleiben!

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein,
Thöricht, wer sie schelten kann.
Anders wahrlich kann es nimmer sein.
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide gibt,
Lebt' ich lange nur darinnen!





Das Ringen des deutschen Geistes in Amerika.

Rede,

gehalten im Cooper Institute, New York, den 17. November 1870.

Geehrte Anwesende!

Der alte Redner Hegesias war wirklich in einer beneidenswerten Lage, da seine Zuhörer schon vor seiner Rede überzeugt waren; ich bin zufrieden, wenn Sie es nach meiner Rede sind. Die Brahminen in Ostindien machen es sich freilich leicht; die sehen nur auf ihre Nase und weissagen. Es mag auch darnach sein. Wir Deutschen sehen statt dessen in Bücher, vor allem in das Buch der Bücher, und sind gewiß, daß dasselbe uns mehr Einsicht gibt, als alles andere in der Welt. Jean Paul sagt: „der Deutsche gibt dem Schreiben den Preis vor dem Sprechen; die Deutschen sind weniger ein redseliges, als ein schreibseliges Volk." Das Letztere mochte wohl jenem Indianer vorschweben, welcher auf seine Stirne zeigte und sagte: „Hier ist mein Buch; das hat mir der Große Geist gegeben, daraus will ich lesen; ihr Weißen werdet schon mit einer Schreibfeder geboren." Wir hoffen, daß wir außer der Schreibfeder auch das Buch, das der Indianer meinte, besitzen, und wenn auch der Deutsche nicht gerne öffentlich redet, so gilt doch der alte Satz: „Das Herz macht beredt." Bin ich auch kein Politiker, so bin ich doch ein Patriot; vor allen Nationen haben wir Deutschen Achtung, denn in allen finden wir Gutes — aber unsere Liebe gehört dem deutschen Volke. Ist nun so das Herz am rechten Flecke, so wird auch der Kopf leicht das Rechte treffen, ja man wird trotz aller Widerwärtigkeiten den Kopf stets oben behalten.

In alter Zeit, da der eine Teil der deutschen Stämme Schweden und Norwegen eingenommen, während der andere die Slaven verdrängte und dem jetzigen Deutschland den Namen gab, bildete sich die Sage und hat sich lange erhalten, ist aber leider nur den alten Schweden bekannt: „Wenn der Wettersee in Schweden braust, stürmt auch der Bodensee," jetzt aber können wir rufen: so stürmt auch der Michigan; wenn der Rhein berührt wird, braust der Mississippi. Welch ein lebendiger Zusammenhang zwischen dem alten Mutterland Germania und der aufblühenden Tochter Amerika! Welcher Enthusiasmus über die Siege der deutschen Waffen! wie ist man klopfenden Herzens dem Gange — nein dem Siegesfluge der deutschen Armeen gefolgt — man schämt sich nicht mehr, sondern freut sich der Ehre, ein Deutscher zu sein. Wie gewaltig war die Bewegung anno 1813—15 — und doch hierzulande war damals alles still — jetzt aber braust es von Land zu Land, von Meer zu Meer, allüberall, wo Deutsche wohnen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Deutschland ist durch das Krähen des gallischen Hahnes aufgewacht; in dieser Zeit, wo wir des Geburtstags des deutschen Helden Martin Luther gedenken, wo wir in den Kriegsnachrichten lesen, daß die deutschen Heere mit dem alten deutschen Schlachtgesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott, Ein' gute Wehr und Waffen" in den Kampf zogen, ziemt es sich, daran sich zu erinnern, daß durch Gottes Gnade, der ein Gott ist der Lebendigen, nicht der Toten, Luther die welschen Ketten vom Heiligtum des Gewissens geworfen; er hat den deutschen Geist frei gemacht; nun vollendet die deutsche Hand, was deutscher Geist begonnen.

Noch vor wenigen Jahren fragten die Franzosen verächtlich: „Ist's wahr, daß die Deutschen wirklich eine Sprache haben?" Sie meinten, unser Sprechen wäre nichts mehr als ein Brummen. Jetzt haben sie sogar das Brummen der deutschen Kanonen verstehen gelernt. — Nun fangen sie an, deutsch zu lernen in der Schule Bismarcks. — Bismarck schreibt deutsch an sie — sie müssen deutsch antworten — aber wie tief sitzt den andern Völkern der Haß und der

Widerwille gegen das deutsche Wesen, gegen den deutschen Geist, daß sofort nach den wunderbaren Siegen der deutschen Heere fast die ganze nichtdeutsche Presse hierzulande die Barbarei, Verkommenheit, Unreinlichkeit der Deutschen nicht genug darstellen konnte! Die Begriffe sind nun freilich verschieden; den Turkos übersieht man es, daß sie Nasen abschneiden, den Deutschen nimmt man es übel, daß sie den Franzosen nur eins auf die Nase gegeben; in einem gewissen Lande Europas — ich will es nicht nennen; aber es war stets mit Frankreich befreundet und haßt die Deutschen, gilt auch als besonders edel, (es ist Polen), hatten manche Familien in früherer Zeit die Sitte, durch ihre Hunde die Teller zum zweiten und dritten Gericht rein lecken zu lassen — auch nicht übel! Wie hätte man sich gefreut, wenn Deutschland wieder zerrissen worden wäre! Aber wo der deutsche Geist lebendig wird, da erwacht er, wie Simson, um die Philister zu schlagen; nur wo er sich selbst der ausländischen Delila, die sein Wesen nicht versteht, in die Hände gibt, wird er geblendet und zu Knechtsdiensten verurteilt. Wir brauchen die Deutschen nicht erst zu rühmen, Thaten sprechen lauter als Worte, der deutsche Adler steigt siegreich auf zum Aether, während der gallische Hahn auf seinem Miste kräht.

Hier bietet man uns ein eigentümliches Recht an — das, unterzugehen — man will die Deutschen bevormunden, sie totschweigen, sie ignorieren, man will ihnen ihre Sprache nehmen, insonderheit die Sprache der Lieder — man spottet über ihre Geselligkeit — aber das Deutsche kann hier nur untergehen, wenn die Deutschen selbst es töten — das aber können sie nicht — das wollen sie nicht! Nicht das Recht des Ersten ist hier das Entscheidende, sonst müßten alle indianisch lernen, sondern das Recht des Stärkeren. Aber unter der Stärke verstehen wir hier nicht die brutale Gewalt und körperliche Kraft, sondern die Stärke des Geistes. Die deutschen — wie gewöhnlich uneinigen — Angelsachsen wurden 1066 von den französierten Normannen geschlagen und erbärmlich behandelt — und doch waren sie stärker; sie gaben der englischen Sprache das Gepräge; so hoffen wir, wird das Deutsche es hier thun; wir haben noch keine amerikanische Sprache, eng=

lisch und deutsch sind die Hauptsprachen, die endlich einmal eins werden müssen; der Volksgeist, der sich hier mit der Zeit bilden muß, wird das deutsche Gepräge nicht verleugnen können.

So will ich Ihnen denn, hochgeehrte Anwesende, das Ringen des deutschen Geistes in Amerika vorführen, indem ich zuerst den Charakter des deutschen Volkes, dann seine Prüfungen hieselbst, endlich seine Erfolge darstelle. Es muß Ihnen dieses Ringen interessant sein, da Sie ja selbst daran teilnehmen, da so mancher von Ihnen Pionierarbeit gethan hat. Ein Bahnbrecher für sich selbst und für so manche, die ihm folgen, ist jeder Eingewanderte mehr oder weniger. Es wird sich Ihnen zeigen, ob die Deutschen wirklich solche Barbaren sind oder ob sie nicht vielmehr an der Spitze der Zivilisation marschieren. Komisch ist der Satz des „aufgeklärten" Franzosen Voltaire: „Wenn das Volk erst zu forschen und zu denken anfängt, dann ist alles verloren" — wir meinen das Gegenteil. Das Licht der Erkenntnis, nämlich der rechten, soll nicht privilegierten Personen zu teil werden, sondern überall hindringen. Der Deutsche lernt gern. Im Westen sagte mir freilich ein Westpreuße: Es ist gut, daß der Mensch alles lernt, auch, wenn er stehlen lernt — er kann es ja lassen! — Es fehlte eben dem Mann die rechte Erkenntnis — denn das Schlechte lernt sich nur durch Schlechtes — wir aber wollen das Gute lernen für Zeit und Ewigkeit. —

I. Charakter des deutschen Volkes.

Wir behaupten, daß die Deutschen das beste Element in der Bevölkerung Amerikas bilden; aber gerade in der Verbindung und im Gegensatz zu den andern Elementen — und das ist das Providentielle — bewährt sich das echte Metall des deutschen Charakters. Die spanischen Pioniere kamen als Blutegel, nicht in der Mission der Kultur und Humanität, sondern um Gold und Silber zu rauben. Bedeutend besser waren die französischen, fröhlich, leichten Blutes, unternehmend und abenteuerlich; die französischen Missionare wie Pater Marquette, der schon 1673 den Mississippi befuhr, Pater Hinnepin, der in Minnesota reiste, haben viele Ver-

dienste um die Entdeckung des Westens, ebenso der kühne Chevalier la Salle — aber wir finden keinen geistigen Fortschritt, im Gegenteil nur zu oft ein Zurücksinken in indianische Barbarei. Die Verdrängung der Franzosen durch die Engländer 1763 war darum ein Segen für das Land; unter französischem Einfluß wären die Ver. Staaten nicht das geworden, was sie nun sind. Im Jahre 1749 warfen die Franzosen bleierne Platten mit Inschriften in die Mündungen der Flüsse in Ohio, um so ihr Recht auf den Westen zu „begründen." Da bekanntlich Blei zu Grunde geht, so glaubten sie ihr Recht gründlich gesichert — wir zweifeln aber, ob sogar die Fische, denen die Platten zugeworfen wurden, damals französisch verstanden. Die deutsche Art hat eine andere Gründlichkeit; die Deutschen nehmen ein Land durch Kultur, durch Arbeit in Besitz und erwerben sich Gebiete, indem sie dieselben mit deutschem Geist erfüllen.

Weit wichtiger waren und sind die irländischen, besonders die irländisch-schottischen Einwanderer. Sie waren zwar unruhig und feurig, aber zugleich arbeitsam und an Entbehrungen gewöhnt. Es fällt uns nicht ein, an den Irländern herumzuzerren, wie der Prinz Johann seiner Zeit die irländischen Häuptlinge zu seinem Vergnügen und späteren Schaden am Barte zupfte. Aber es ist doch auffallend, wenn man, wie neulich an dieser Stelle, in dieser großen Halle, den Mayor der Stadt zu Tausenden von Irländern unter fröhlichem Beifall sagen hört: forget your first love for one day and come all to vote! Ein deutsches junges Herz würde doch bei der „ersten Liebe" gewiß an etwas ganz anderes denken, als an den den Irländern so überaus lieben Branntwein! Die alten Berichte sagen von ihnen, daß sie den Kampf sehr liebten; sie waren deshalb besonders gut an den Grenzen gegen die Indianer zu gebrauchen. Wir wünschten, es wäre noch so. Denn, wenn auch manche wohl gesittet sind, so gilt doch von vielen, was wir von der Begegnung des edlen Delawarenhäuptlings Teedyuscung mit einem irländischen Schmied in Straußburg, Pa., lesen. Der Schmied, der nicht besser war, als sein Ruf, redete ihn so an: „Wie geht's Euch, lieber Vetter?" Der Indianer erwiderte: „Vetter!? Vetter? wie kommt Ihr darauf?" „O, sagte jener, wir sind alle Vettern von Adam her." „Dann,

schloß der Indianer, bin ich nur froh, daß die Verwandtschaft nicht näher ist." So denken auch viele Deutsche; ja sie wenden hier den Ausdruck an, der eine Art besonderer Freundschaft bezeichnet: „O wärest du, wo der Pfeffer wächst!" Wir würden unseren irischen Freunden, die eine besondere Vorliebe haben, zu probieren, ob ihre Schädel härter sind als die Steine, das steinigte Arabien als ein wahres Paradies empfehlen. Es ist das Schädeleinschlagen so häufig, daß man unwillkürlich an Karl des Großen Hieb- und Prügeltarif erinnert wird, worin es heißt: „Wer einem Menschen ein Stück vom Hirnschädel abschlägt so groß, daß es an einen Schild von Erz geschlagen, drei Schritte weit tönt, soll 5 Stüber bezahlen." Wie billig müssen damals die Köpfe gewesen sein! Kann man sich wundern, wenn viele heutzutage in New York sich nach jener alten guten Zeit sehnen? Irland war früher ein Hauptsitz der Kultur in Europa; von Irland aus war das Christentum nach Deutschland gebracht, aber das ist so lange her, daß es die Söhne der grünen Insel selbst vergessen haben. Jetzt wissen sie nichts Besseres zu thun, als gegen die Deutschen Frankreich zuzujauchzen, welches weder ihnen, noch den oft betrogenen Polen jemals wirklich geholfen hat.

Die Yankees endlich sind ein rechtes Kulturvolk, praktisch, erfinderisch, unternehmend, gebildet, freigebig — aber zu eilig — wie bei den Königen, so muß bei ihnen alles schnell gehen, das Fahren, Essen, Erwerben, Verlieren, Heiraten (eine silberne Verlobungsfeier, wie sie öfters so rührend in Deutschland vorkommt, wäre hier unerhört) und Sterben, so daß man ordentlich vermuten könnte, der „poetische Trichter" oder der in 6 Stunden einzugießende Unterricht in der deutschen Dicht- und Reimkunst, Nürnberg 1650, hätte einen Yankee zum Verfasser — wenn eben das Dichten nicht ihre schwache Seite wäre. Auch das Arbeiten sieht der Yankee als ein notwendiges Uebel an, von dem er so schnell als möglich los kommen will — er steht also hierin gerade im schärfsten Gegensatz zu den deutschen Oesterreichern, deren Wahlspruch lautet: Nur immer langsam voran! Ein Yankee wäre nie auf die Idee gekommen, die ein deutscher Liederdichter hatte und ausführte, nämlich ein Lied von 12 Strophen zu dichten, von einem Dachdecker zu singen, während er vom Turm fällt.

So bedächtig geht der Deutsche auch beim Fallen zu Werke. Niemals würde der große Lessing für Yankees folgendes Sinngedicht haben machen können: Erst kommt sein Bauch, dann hinterher in einiger Entfernung — Er! Der Yankee ist aber auch sehr praktisch, er berechnet alles, selbst die Schmerzen der Liebe, nach Dollars — wenn nur das Geld im Kasten klingt! Seine große Behendigkeit in Geschäften nennt die böse Welt Schwindel und Humbug; doch hat er noch nicht die Chinesen erreicht, welche in Peking hölzerne Schinken mit Schweinshaut überzogen zum Verkauf ausstellen — es ist auch nicht nötig, diesem Vorbild nachzustreben. Allerdings kamen die Yankees zuerst um der Religion willen her, aber zugleich mit einer eigentümlichen Schärfe und Bitterkeit, so daß sie, welche Duldung in England begehrten, hier keine üben wollten. Sie sind anmaßend und eingebildet, als wenn sie nicht auch hier erst eingewandert sind — und nach der Zeit der Pilgerväter sogar ohne Strümpfe und Schuhe! Das gesetzliche puritanische Wesen hat sich noch nicht verloren. Die Yankees sind gleich dem irländischen Missionar Columbanus, welcher die heidnischen Deutschen 610 n. Chr. um ein Faß Bier gelagert fand, und behauptete, der Teufel stecke in dem Fasse, demzufolge ihn austreiben wollte und das Faß zerschlug — doch vielmehr war der Teufel in ihnen selbst — mit Wehmut sahen die Deutschen ihr Lieblingsgetränk statt in ihren Mund in den der Erde laufen! Die Yankees kamen hieher, um für sich selbst Religionsfreiheit zu haben, aber sie nicht den andern zu gewähren; die deutschen vertriebenen Salzburger, Pfälzer, preußischen Lutheraner begehrten Duldung für sich und gingen nicht weiter, waren damit zufrieden. Ueberhaupt sind die Deutschen leicht zufrieden gestellt, genügsam und dankbar. Sie drängen sich nicht vor, lassen sich oft genug treten und drücken, und machen keinen Lärm wie die leeren Tonnen.

Schon zur Zeit des englischen Apostels der Deutschen Bonifacius war es so. Aengstlich schrieb dieser an den Papst, wann die Deutschen rohen Speck essen dürften. Der aber, statt auf Fasten zu dringen, gab ihm die gemütliche Antwort: nicht eher, als bis er gehörig geräuchert sei. Dankbar waren die Deutschen für solche Kon-

zessionen, also war doch gut mit ihnen umzugehen. Für ein Stückchen Land, das die Indianer ihnen überließen, erwiesen sie denselben alle mögliche Freundschaft im Staate New York und Pennsylvanien und blieben ihnen so lange treu, bis die Indianer zuerst durch die zivilisierten Franzosen, dann durch die Engländer aufgehetzt, die unschuldigen deutschen Ansiedlungen überfielen. Anders als die Deutschen verfuhren die englischen Ansiedler; sogar der friedfertige Penn wußte sein Schäfchen zu scheren und einen Schnellläufer zu gewinnen, da die Indianer ihm so viel Land versprachen, als ein Mann in einem Tage durchwandern könnte. Der englische Oberst Johnson, ein angesehener Mann im New York Staat und bevollmächtigter Indianeragent, bewirtete einst den Mohawkhäuptling Hendrik. Dieser bewunderte einen roten reich mit Gold und Spitzen verzierten Paraderock des Obersten. Des Morgens sagte er: Bruder, mir hat geträumt. „Was hat mein roter Bruder geträumt?“ fragte Johnson. „Mir träumte, dieser Rock gehörte mir.“ „Dann gehört er dir, sagte der schlaue Irländer, nimm ihn nur hin!“ Bald darauf war Johnson Gast des Indianers. Des Morgens sagte er: Bruder, mir hat geträumt. Was hat das Blaßgesicht geträumt? Mir träumte, jener Landstrich wäre mein — dabei zeigte er auf das Land, soweit das Auge reichen konnte. Der Indianer wurde auf einmal sehr nachdenklich, wie jetzt noch viele, wenn jemand kollektieren kommt, wollte aber nicht an Edelmut zurückstehen und sagte: „Bruder, das Land ist dein, aber träume nicht wieder!“

Die Deutschen sind genügsamer, sind aufrichtig und ehrlich — so daß noch nicht vor langer Zeit selbst hier in New York alle Geschäfte bloß mündlich mit Handschlag unter ihnen abgemacht wurden — und sollte die Politik hier, was wir wünschen, einen neuen Aufschwung nehmen, so könnte das nur durch Deutsche geschehen mit dem Wahlspruch: Ehrlichkeit! Denn sonst wird es hierzulande bald dahin kommen, daß unter den Politikern die ehrlichen Leute so zahlreich sein werden wie die grünen Esel. Langsam, sicher und solide! Das ist der Wahlspruch der Deutschen — so wird das stetige, beharrende Element durch die Deutschen repräsentiert; wo sie einmal Fuß gefaßt haben, da weichen sie nicht

so leicht. Sie sind sparsam — „je billiger, desto besser" ist ihr Grundsatz; die Yankees schneiden ihre Stiefel auf, wenn sie drücken, die Deutschen warten geduldig, bis das Leder weich geworden ist, und machen bloß ein saures Gesicht, während der Schuh sie drückt. Darum ist jenes bekannte Sprichwort: er weiß, wo ihn der Schuh drückt, unter den Deutschen entstanden. Ja, ein Freund sagte mir neulich folgenden Vers — er muß eben aus einer Gegend stammen, wo die Leute außergewöhnlich sparsam sind —:

Lieber den Leib verrissen,
Als etwas unnütz fortgeschmissen!

Darum trank auch jener Mann, von dem Dinter, der bekannte Schulmann, erzählt, alle Reste der vielen Medizinen auf, die seiner verstorbenen Frau in ihrer langen Krankheit verordnet worden waren. Er hatte diese Reste sorgsam verwahrt und trank einen nach dem andern, wunderte sich dabei, daß er nicht eine einzige Medizin traf, die ihm half, und starb dann auch, wie sich's gebührt, am Ende seines Lebens, infolge seiner eigentümlichen Sparsamkeit.

Es gewinnt der Yankee am Anfang, der Deutsche am Ende. Die Yankees eilen schnell über die Aecker, lassen den Deutschen das Feld, sie treiben Raubbau, die Deutschen Ackerbau. An unzähligen Stellen in New York, Pennsylvanien, Ohio und dem fernen Westen finden wir teils einzelne, teils zahlreiche Deutsche als die ersten Ansiedler und ihre Nachkommen noch immer im Besitz desselben Landes — ja selbst die englischen Berichte müssen gestehen, daß in vielen Counties von Pennsylvanien und Ohio die ersten irisch-schottischen und englischen Ansiedler allmählich den Deutschen haben Platz machen und weiter nach Westen ziehen müssen. Denn die Deutschen bearbeiten das Land gut — was sie treiben, thun sie gründlich — die Arbeit ist ihnen keine Last, sondern eine Lust, sie arbeiten nicht nur mit der Hand, sondern zugleich mit dem Herzen, nicht nur mit dem Kopf, sondern zugleich mit dem Gemüt, sie nehmen alles tiefer und ernster — so auch mit dem Ackerbau. In alter Zeit, wo die Flur gemeinsam war, empfing jeder so viel, wie weit er den Hammer werfen konnte — also nach seiner Kraft; so nehmen denn auch jetzt noch die deutschen Farmer gewöhnlich nur so viel

Land, als sie bebauen können, nach ihrer Kraft, nicht nach ihrer Begierde, denn diese kennt kein Maß. Die Bewohner von Connecticut sollen die schlausten der schlauen Yankees sein, darum auch jener Mann in seinem Testament verordnete, sein Sohn sollte nicht in Connecticut erzogen werden. Diese Leute wußten es einzurichten, daß ihnen König Karl II. von England im Jahre 1662 alles Land westlich zwischen denselben Breitengraden bis zum stillen Meere schenkte! So waren auch andere Landschenkungen der alten Zeit beschaffen, ungerecht, und wenn auch näher als Besitzungen, die jemand auf dem Monde hat, so doch erst von den Indianern zu gewinnen und aus der Wildnis urbar zu machen. Die deutschen Ansiedler haben solche Privilegien nicht bekommen.

Der deutsche Charakter hat aber zwei Züge, welche seinen innersten Grund bilden und einander so eigentümlich entgegengesetzt sind, daß fremde Völker ihn schwer oder gar nicht verstehen. Der eine Grundzug ist der Wandertrieb; so kamen die alten Germanen vor Alters von Asien nach Europa, wogten dann unruhig nach dem Süden, das goldene Rom zu schauen, auch nach Frankreich, Spanien und Nordafrika; sodann trieb sie im Mittelalter die Sehnsucht in den Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe in Jerusalem, dann kamen die Fahrten der Hansa im Interesse des Handels, endlich hinüber über das Meer nach dem Lande der Freiheit Amerika. So seltsam es klingt: durch die Freiheit kann man den Deutschen fesseln. Hinaus in die Ferne! das ist die Losung der Jugend, der Handwerksburschen, früher der fahrenden Ritter, Sänger, Spielleute und Schüler, der Studenten. Friedrich Kapp erklärt die massenhafte Auswanderung aus den faulen Zuständen Deutschlands und meint, mit Verbesserung der politischen und sozialen Verhältnisse unseres alten Vaterlands werde der Trieb zur Auswanderung aufhören. Das aber wird nicht der Fall sein; denn dieser Trieb, in die Ferne zu ziehn, liegt im Wesen des deutschen Gemütes. Nun mögen auch andere Völker den Wandertrieb gehabt haben, aber bei den Deutschen ist dies das Eigentümliche, daß der entgegengesetzte Trieb ebenso stark ist: nämlich der, seßhaft zu werden, das Heimatsgefühl. Jeder von Ihnen weiß, daß ein Deutscher sich ebenso wie hinaus in

die Ferne, ebenso hinein in eine Häuslichkeit, in ein heimatliches gemütliches Familienleben sehnt, daß er sich Ackerbesitz wünscht; ein besonderes Verlangen hat er nach dem Walde, der den alten Deutschen zugleich Wohnung, Jagdgrund und Tempel war.

Als der deutsche Stamm der Sueven die Bruderstämme der Usipeter und Tenchterer über den Rhein nach Gallien trieb, schickten diese an den römischen Feldherrn Cäsar Gesandte: „sie seien nicht gewohnt, sich dem Kampfe zu entziehen, wollten aber die Römer ihnen Aecker zuweisen, so dürften sie ihnen nützliche Freunde werden.“ Also Ackerbesitz ist es, was sie verlangen. Diese entgegengesetzten Triebe geben nun dem deutschen Gemüt eine eigentümliche Färbung: dieses Sehnen in die Weite und zugleich das tiefe Heimweh — wer weiß denn nicht, daß trotz aller Wanderlust der Deutsche zäh an seinem Besitztum hängt, an seinen Freunden, an den Orten, wo er gerne gewesen — verläßt er ein Stück Land, verkauft er ein Hausgerät, so geht damit gleich ein Stück von seinem Herzen — verläßt er sein Vaterland, doch nein, er verläßt es nur mit dem Leibe — und Heine sagt tief und schön: „Als ich mein Vaterland aus den Augen verlor, da fand ich es im Herzen wieder.“ Wie ideal, wie poetisch, melancholisch, über die Welt erhaben wird so das deutsche Gemüt! Welche Fülle tiefer fröhlicher und zugleich trauriger Volkslieder! Wie richtet er sich in der Fremde nach heimischer Weise ein — hängt an den lieben vaterländischen Sitten und Gebräuchen, Speisen und Getränken — man denke nur an Bier und Sauerkraut! — vor allem aber hängt er an seinen Liedern! Das Heimatliche ergreift ihn tief — wir haben es während des Krieges gesehen. Doch auch schon 1813—1814; mitten in einem Gefecht erreichte eine deutsch-österreichische Abteilung unvermutet die Anhöhen und sah plötzlich den Rhein vor sich liegen — den Rhein! Was liegt schon in dem Worte! Sofort hielten die Soldaten, nicht ein Gewehr ward abgeschossen, mit unaussprechlichen Gefühlen sahen sie auf den Vater Rhein, den alten deutschen von Napoleon I. entrissenen, jetzt wiedergewonnenen Strom. Fürst Schwarzenberg ritt herzu und fragte besorgt nach der Ursache des plötzlichen Stillstands — da brachen sie begeistert in ein dreifaches Hurra aus, stürmten auf die

Franzosen und gaben ihnen den Rhein, nämlich sein Wasser, zu schmecken; es war auch das beste, was sie ihnen geben konnten.

Während der Drang in die Ferne den Mut und die Tapferkeit begründet, wirkt das Heimatsgefühl ein edles Familienleben — welch ein Reichtum von Minneliedern, welche Ehre der Frauen — keusche Sittlichkeit! Wenn der alte Redner Libanius sagte: „Welche Weiber haben doch die Christen“! so können wir ähnlich sagen: „Welche Frauen haben doch die Deutschen“! Welche gemütliche Geselligkeit! Nicht mit dem Erwerb allein, mit dem Brote, ist der Deutsche zufrieden — der Wandertrieb und das Heimweh versöhnen sich bei ihm in der Richtung nach oben! So konnte denn die größte That, die aus den Tiefen eines nach Gott ringenden Herzens entsprang, die Reformation, nur in dem tief geistig gearteten deutschen Volke ihren Anfang nehmen — so spricht Sebastian Frank in der alten Zeit so echt deutsch auf die Frage, was Gott ist: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer im Grunde der Seelen gelegen“ — so sind die Deutschen ein Segen geworden für alle Völker der Erde — so auch für die Vereinigten Staaten. Sie brachten mehr nach Amerika, als bloße körperliche Kraft, man zählte ihre Köpfe, man verkaufte sie so zu sagen nach dem Gewichte — sie brachten in dieses schöne, aber von Jagen nach Gewinn und erkältender Selbstsucht erfüllte Land den deutschen Genius tiefer Frömmigkeit, herzlicher Gemütlichkeit und idealen Sehnens.

Aber, werden Sie sagen, wie viel finden wir an den Deutschen zu tadeln! Immerhin wir sind keine Engel und Tausende haben sich von dem echten deutschen Charakter abgewendet, wie man von Damen liest, die ihre echten Diamanten verschleudern und sich indeß mit nachgemachten behelfen; aber es ist ja wahr, was das Sprichwort sagt: drei Stücke sind's, die man bei den Deutschen finden kann: Speck im Kohl, Ehre im Leibe, ein Gewissen im Herzen! Wir wissen gut genug, was man von deutscher Uneinigkeit und Zerrissenheit sagt und schlimm genug stand es damit, wenn ein Schiller, als er von Leipzig nach Jena reiste, ins Ausland fuhr! Oder wie jener am Grabe, da alles tief gerührt war und weinte,

gefragt: warum bist du so gleichgültig? antwortete: Ich bin nicht aus diesem Kirchspiel! — aber wie sind auch die Deutschen ein Herz und eine Seele geworden, als es galt, den Erbfeind zu bekriegen! Sie sind in dieser Hinsicht wie die Aerzte und Philosophen, die für gewöhnlich auch nicht einig werden können. Da ließ in alter Zeit ein römischer Prokonsul alle Philosophen von Athen vor sich kommen; er hätte gehört, sie wären nicht einig; sie sollten es aber nun werden, befähle er ihnen kraft seines Amtes. Er wolle sie auch unterstützen, so viel er könnte, wenn sie einig würden. Es gelang dem Prokonsul wirklich: die Philosophen wurden auf der Stelle einig — sie lachten nämlich einmütig den Prokonsul aus. Wir hoffen, daß wie draußen, so auch hier die Deutschen einiger werden — besonders aber, daß auch die, welche vom deutschen glaubensinnigen gotterfüllten Wesen sich in die Leere des Zweifels und Weltdienstes verloren haben, sich besinnen und echte Deutsche werden werden — was können wir auch mehr als hoffen, beten und arbeiten, daß es so werde!

II. Die Prüfungen des deutschen Geistes.

Es gehört dies eben auch mit zu dem Ringen des deutschen Geistes. Die Prüfungen werden ihm nicht erspart — Prüfungen an Leib und Seele. Wohl heißt's: „Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein", nämlich ein Gespenst, aber wohl der Geist, von welchem wir hier reden. Im Jahre 1788 bereiste der Agent Joel Barlow Europa, um Einwanderer nach Ohio zu ziehen; er redete davon, daß das Klima köstlich, der Winter unbekannt, die Wälder herrlich, Bäume, die von selbst Zucker geben, Sträucher, die von selbst fertige Lichter tragen; ähnlich redete Duden über Missouri in den 30ger Jahren! — wie lockend, wie romantisch sah das alles aus — und dann welche Enttäuschungen! welche Ausdauer war da nötig! Die, welche Amerika lobten und loben, haben recht, denn es ist ein schönes, gesegnetes Land — und die, welche jammerten, haben auch recht, denn ihnen ist es schlimm gegangen. Treten Sie im Geist hinein in die Urwälder! welche Mühe macht es, dem Wind und Wetter, Regen und Schnee zu trotzen, Bäume zu fällen, den Acker zu brechen

Doch auch mancher von Ihnen wird aus eigener Erfahrung wissen, wie schwer es ist, im fremden Lande, in neuen Verhältnissen, hier in Amerika, auch in den Städten, anzufangen. Es hatten die Ansiedler sehr häufig die sogenannte Lehrerkrankheit — die einzige Schulkrankheit, die die Lehrer in Deutschland haben, ist der Hunger. Welch reicher Besitz war oft ein Faß Mehl! Oft genug, wenn die Jagd nicht ergiebig war, siechten Eltern und Kinder durch Hunger dem Tode entgegen.

Christian Westenhaver, der erste Settler in Hocking County, Ohio, 1798, kam mit seiner Familie auf einem Canoe angefahren — denn damals, wo es keine Fahrstraßen in der Wildnis gab, reiste man in Flachbooten auf dem Ohio und in Kähnen auf den Nebenflüssen und Bächen, nun ist ein Canoe ein „Seelenverkäufer", ein unsicheres Fahrzeug, ich wollte Ihnen nicht raten, darin zu fahren — es schlug um und der Reichtum der Familie, ein Sack mit Welschkornmehl, fiel ins Wasser. Das war nicht das Schlimmste, daß der Mann, die Frau und die Kinder naß wurden, aber das Mehl! Trotz aller Sorgfalt verdarb es; dennoch ward's aufbewahrt und bei festlichen Gelegenheiten aufgetragen, bis im Herbste Kartoffeln hinzukamen. Wie oft kam es vor und geschieht noch, daß die Ansiedler viele Meilen weit Getreide auf dem Rücken zur Mühle tragen müssen. Jakob Faust in Ohio trug ein bushel Weizen 75 Meilen weit nach Zanesville, mußte damit durch Flüsse schwimmen und nachts im Freien kampieren. Man kann sich kaum vorstellen, wie groß in den Wildnissen die Mühsale waren: in der Krankheit kein Arzt, keine Medizin, von Schulen und Kirchen keine Rede, von Komfort keine Spur, Strohlager, und Felle zur Bekleidung — es liest sich wohl leicht und schön in Büchern davon, aber es selbst durchzumachen und durch alle Nöte sich durchzuarbeiten, dazu gehört große Charakterstärke. Man denke an die erste Einwanderung der Pfälzer, an die Tausende von in Knechtschaft verkauften Deutschen — man denke an ihre Verachtung, ihr Elend, man denke an die Einwanderung der sogenannten 48ger, welche an keine körperliche Arbeit gewöhnt, dennoch unverdrossen sich abquälten, sie heißen lateinische Bauern im Westen — man sagt wohl: Not kennt kein Gebot, aber es ist noch etwas anderes, was

die Not kennt, das ist Hunger, und was sie lehrt, sagten schon unsere Vorfahren: nämlich beten!

Der berühmte französische ungläubige Philosoph Volney reiste 1797 durch die Wildnisse Virginiens nach Ohio in Begleitung zweier virginischer Bärenjäger. Es war sehr kalt; Volney war erschöpft, tiefer Schnee hinderte seine Füße, um ihn war die grenzenlose Wildnis, Regen und Schnee fiel prickelnd — er war müde zum Sterben, zuletzt rief er aus: „O ich thörichter, elender Mensch, meine gute Heimat zu verlassen und in diese jammervolle Gegend zu kommen, wo nicht einmal Löwen und Tiger wohnen mögen und der Regen in Strömen sich ergießt.“ Er bat die Jäger, ihn seinem Schicksal zu überlassen — so verzweifelt war er und so mag mancher gejammert und geklagt haben — aber die Jäger verstanden eine bessere Philosophie, nämlich die der Menschenliebe, sie blieben bei ihm und schlugen sich mit ihm bis zu einer Blockhütte durch.

Philipp Günther errichtete 1791 eine Blockhütte für sich und seine Familie in Mauch Chunk, Pa., — er ernährte sich als Jäger, brachte Bären, Hirsche u. a. Wild nach dem nächsten Store und tauschte ein, was er brauchte; es war überhaupt in der Wildnis fast nur von Tauschhandel die Rede. Aber das Jägerleben ist nicht so reizend, als man es sich vorstellt. Als er einmal ohne Nahrung für sich und seine Familie den ganzen Tag vergeblich herumgestreift war, kam er abends ganz niedergeschlagen — „denn Magen und Herz sind Nachbarskinder“ — über den Mauch Chunkberg nach Hause — ein kalter Regen rieselte herab, die dunkle Nacht brach herein — er dachte an sein hungerndes Weib, die hungernden Kinder — er kam sich so elend und verlassen vor — da stolperte er über etwas, er hob es auf, es war schwarz. Er hatte von Steinen gehört, die wie Kohlen brennen sollten, so brachte er das Stück zu dem in jener Zeit sehr angesehenen Obersten Jakob Weiß — dieser brachte es nach Philadelphia, es bildete sich mit jenen beiden Männer zusammen die Lehigh Coal Mine Co. 1792 — aber man verstand die Sache nicht recht; die Kohlen wollten nicht brennen, — ja sie brachten Feuer zum Ausgehen — so warf man sie wieder fort. Noch im Jahre 1812 sagte der Senator von Schuylkill County in

der pennsylvanischen Legislatur: es wären keine Kohlen da, wohl eine Art schwarzer Steine, die man Kohlen nennte, aber die wollten nicht brennen! Erst in neuerer Zeit hat man die dortigen großen Hartkohlenlager ausgebeutet. —

Die Holzhauer in den Urwäldern hatten nur Brot von Welschkorn. Dies wurde in großen deutschen Backöfen gebacken und jedem Manne ein mächtig großes Brot auf den Rücken gebunden — es reichte für eine Woche, mußte also wohl groß sein. So war es in Ashtabula Co., Ohio; also bepackt machte sich eine Gesellschaft auf den Weg, sie gingen alle in Indian file, einer hinter dem andern, jeder mit seinem Brot beladen. So kamen sie auch an einen Fluß, der damals noch keinen Namen hatte, aber doch überschritten werden mußte — das Eis war stark genug für gewöhnliche Sterbliche, aber mit solchem Brot zusammen war die Last zu groß, die guten Leute, die vorangingen, fielen ins Wasser und nun war die Not groß — wie natürlich suchte man zuerst das Brot und dann den Mann zu retten. — Einsam war es in den Wäldern — aber doch eine Gesellschaft da: Wölfe und Bären, samt Panthern, Schlangen u. dgl. Das Heulen der Wölfe belebte die Einsamkeit — die deutschen Ansiedler machten sich große Wolfsfallen 6′ lang, 4′ breit, 3′ hoch — aber zuweilen kam es vor, daß, wenn sie dieselben prüften, sie selbst darin gefangen wurden — wehe ihnen, wenn nicht ein vorüberstreifender Jäger sie hörte und befreite! Wie viele Abenteuer unserer deutschen Vorfahren mit Bären und Schlangen sind berichtet, wie sie an einem Tage in Ohio mit Knütteln 486 Stück Schlangen erlegten, wie einzelne Männer in schrecklichem Kampf mit Bären rangen wie Johann Winter in Ohio, auf den ein Bär, den er verwundet, losging — Winter faßte ihn bei der Gurgel, der Bär wollte ihn erdrücken, bald rollten sie miteinander auf dem Grunde mehrere Stunden lang, der Grund ward aufgewühlt, endlich kamen sie an eine Stelle, wo Winters Messer hingefallen war. Das ergriff er und zerschnitt dem Bären die Kehle. Aber sein Rücken, seine Schultern, Arme und Beine waren zerrissen und die Wunden entsetzlich — er kroch nach Hause — begehrte nie wieder eine Bärenjagd, konnte auch wie jener in Hebels Schatzkästlein rufen: O weh, ich hab gewonnen! Hebel nämlich

erzählt von einer Wette; jemand bot einen Thaler, wenn er einem mehr als das Schwarze unter dem Nagel mit dem Messer wegschlüge — und als dann ein Jude seinen Finger hinhielt und der Hieb ihm ein Stück desselben abschlug, faßte er schnell nach dem Thaler und rief mit Jammer: o weh, ich hab gewonnen!

Heldenmütig hatte Winter gekämpft, anders als ein französischer Offizier Ebbal im Mohawkthale, New York. Diesem hatte man gesagt, wenn ihn ein Bär verfolgen würde, sollte er nur Hut oder Rock hinwerfen, dann hielte der Bär sich dabei auf und in dieser Zeit könnte er einen Baum erklimmen, aber freilich einen dünnen, den der Bär nicht recht umspannen und hinaufklettern könnte. Nun kam es wirklich einmal dazu — Ebbal begegnete im Spätherbst einer Bärin mit ihren Jungen. Schnell kroch er auf ein Bäumchen und in der Angst warf er Hut und Kleider hinunter, die Bärin riß alles in Stücke, blieb aber unten stehen; so mußte der Aermste die ganze kalte Herbstnacht oben auf dem Baume zubringen. —

Sie können sich nicht wundern, daß die Sitten unter solchen Verhältnissen oft genug roh waren — die Lebensweise einfach; meistens fehlten Handwerker — die Röcke von Hirschleder, das Brot von Welschkornmehl — aber auch unter dem groben Kleide schlug ein treues gutmütiges deutsches Herz. Gemeinsame Not, gemeinsame Gefahr treibt die Menschen mehr zusammen — sie halfen einander bei der Arbeit, besuchten einander des Abends zu gemütlichen Plaudereien; Gerstäcker erzählt irgendwo, daß im Hinterwalde den Ansiedlern oft der Stoff zur Unterhaltung ausgegangen sei und sie solche Fragen diskutiert hätten, ob ein bunter oder ein schwarzer, ein langgeschwänzter oder kurzgeschwänzter Hund mehr Freude am Leben habe. Das gilt aber nicht von den Deutschen. — Gastfreundschaft war eine Haupttugend; wir finden keinen Nationalhaß in den Settlements in alter Zeit, erst in diesem Jahrhundert bildete sich die Partei der Knownothings, welche nichts von der deutschen Einwanderung wissen wollten und mit der es z. B. in Cincinnati zu blutigen Straßenkämpfen kam, indem den Deutschen endlich doch die Geduld ausging. Es herrschte unter den Deutschen mehr Einigkeit — sogar in kirchlicher Beziehung; sie versammel-

ten sich Sonntags zu einem Lesegottesdienst, hörten irgend einen Prediger, der sich in die Wildnis hinauswagte — wie denn Heinrich Melchior Mühlenberg, der Patriarch der luth. Kirche, aus Hannover gebürtig, gelehrt und eifrig, unablässig die Zerstreuten im Osten aufsuchte — ebenso die mährischen Brüder, welche schon im vorigen Jahrhundert bis tief in Ohio hinein das Wort vom Kreuze trugen. Man kann sich ihre Mühseligkeiten und Gefahren kaum vorstellen — gingen ja doch auch die deutschen Ansiedler, nicht bloß die immer gerühmten finstern Yankeepilgerväter, mit Flinten und Messern bewaffnet zur Kirche — natürlich nicht um unter sich zu streiten, sondern vor Indianern und wilden Tieren sich zu schützen. Sie waren sehr religiös — in der Stille der Wälder ward das Herz nicht so zerstreut wie im Geräusch der Städte — sie waren gesund und mutig — denn der Mut wächst mit der Gefahr. Der materialistische Unglaube ist ein Kunstprodukt — ein Produkt falscher Kultur. —

Gericht wurde oft genug im Freien unter einer Eiche gehalten und die Jury zog sich zur Beratung in ein nahes Gebüsch zurück, oft aber auch in rohen kleinen Blockhütten, wo alle Parteien denselben Raum teilten. Da schliefen Advokaten, Richter, Verklagte, Kläger und Zeugen friedlich zusammen. Als Gefängnis diente dann der Keller — die Gefangenen sangen aber oder brüllten zuweilen unten so, daß der Richter die Sitzung für längere Zeit aufheben mußte. Der deutsche Richter mußte oft zu den Fäusten greifen, wo alle Gründe aufhörten. Man liebte damals das abgekürzte Prozeßverfahren — man gab nämlich dem Verurteilten 25—30 Hiebe aus dem ff und der Sheriff hieb wacker ein — (so gab es auch in New York unten in der Stadt einen Peitschpfosten) — heutzutage nennen alle Galgenvögel das ein Verbrechen an der Menschheit, auch haben überhaupt die Leute jetzt mehr Mitleid mit dem Diebe, als mit dem Bestohlenen, mehr mit dem Mörder, als mit dem Ermordeten. — Damals hatte der deutsche Geist mit den Nöten der Barbarei, jetzt hat er vielfach mit der Not der falschen Kultur zu ringen. —

Wenn ich nun Ihnen auch von der alten Art unserer hiesigen deutschen Vorfahren erzählte, ihren Spielen und Vergnügungen, ih-

rem Leben und Treiben, ihren Arbeiten und Beschwerden, ihren Nöten und Gefahren, so würde doch ein Hauptpunkt dabei hervorzuheben sein, der in der Geschichte der Deutschen in Amerika eine besonders große Rolle spielt — nämlich die Prüfungen durch die Indianer — schwerlich ist eine Nationalität mehr von den Wilden gequält worden, keine aber unschuldiger. Als der berühmte polnische General Kosciusko, der in dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitgefochten, um 1797 in Philadelphia war, schenkte er dem angesehenen indianischen Häuptling Little Turtle ein paar prächtige Pistolen mit den Worten: „Ich habe sie in manchen Schlachten gebraucht, um die Unterdrückten zu verteidigen — ich schenke sie Euch mit dem Wunsche, daß Ihr den ersten Mann damit niederschießet, welcher euch eures Landes berauben will.“ —

Deutsche brauchten damit nicht niedergeschossen zu werden — sie waren ehrlich gegen die Indianer, wurden von ihnen viele Jahre treulich unterstützt, nicht bloß im New York-Staat und Pennsylvanien, sondern auch weiter westlich — die mährischen Missionare Heckewelder, Zeisberger u. a. gründeten bis tief in Ohio hinein christliche Gemeinden aus Indianern, es war ein friedliches liebliches Verhältnis, das noch insonderheit zwischen dem berühmten Deutschen Konrad Weiser und seinem Enkel, dem bekannten Revolutionsgeneral Peter Mühlenberg und den Indianern bestand. Konrad Weiser, 1710 mit den Tausenden der Pfälzer eingewandert, wuchs bei den Indianern auf in der Nähe von Weisersdorf, Schoharie County, N. Y. — sie hatten ihn sehr lieb — er zog darauf nach Pennsylvanien, ward der Schwiegervater eines der größten Prediger in Amerika, des bereits erwähnten Heinrich Melchior Mühlenberg, und starb hoch angesehen als Oberst der Milizen 1760. Weiser war wie alle hervorragenden Deutschen im vorigen Jahrhundert von echter Frömmigkeit — er wanderte 200 Meilen weit durch die Wildnis nach New York, um sich ein Exemplar von Arnd's Wahrem Christentum zu besorgen. Zu seinem Grabe wallfahrteten die Indianer noch lange und ehrten so in rührender Weise das Andenken eines guten deutschen Mannes. Im Jahre 1737 im Februar ward dieser Konrad Weiser vom Gouverneur von Pennsylvanien zu dem großen In-

dianerkonzil in Onondago geschickt; er redete die Mohawksprache so gut wie ein Indianer und leistete auch sonst in den Verhandlungen mit den roten Söhnen des Waldes ausgezeichnete Dienste, wandte auch oft genug von den Grenzen die Schrecken eines Indianerkrieges ab. So wanderte er denn 500 Meilen weit durch Schnee und Eis durch eine schreckliche Wildnis zu Fuß nach Onondago mit einem Deutschen und 3 Indianern zusammen. Unterwegs sprach er bei einem alten Freunde Canassatego ein. Dieser freute sich des Wiedersehens, brachte ihm Felle zum Sitzen, gekochte Bohnen und Wildpret. Dann wurde die Pfeife angezündet und ein Gespräch begonnen. Endlich sagte der Indianer: Konrad, du hast lange unter den Weißen gelebt, du kennst ihre Sitten — oft genug bin ich in Albany gewesen und habe bemerkt, daß sie alle Woche einmal ihre Läden schließen und in dem großen Hause sich versammeln. Was thun sie da? Weiser antwortete: sie lernen da gute Dinge. Ja, sagte der Indianer, das sagen sie dir und haben es mir auch gesagt; aber ich habe meine Zweifel.

Nun erzählte er, wie er mit Biberfellen nach Albany gekommen wäre; es war gerade Sonntag, so konnte er keinen Handel machen, erhielt aber von Hans Hanson 4 Schill. für das Pfund zugesichert. Dann ging er mit ihm in die Kirche; da er aber zu bemerken glaubte, daß der Prediger auf ihn stichele und auf seine Biberfelle, so ging er hinaus und rauchte seine Pfeife, bis alle herauskamen. Doch dachte er inzwischen, der Prediger hätte vom Preise der Biberfelle gesprochen. Genug, er ging zu Hans und sagte: Nun Hans, ich denke, du wirst mir mehr als 4 Schill. für das Pfund geben. Nein, sagte er, ich kann nicht mehr als 3 Schill. und six-pence bezahlen. „Siehst du, schloß der Indianer, die Weißen kommen nur zusammen, um die Indianer im Handel zu betrügen. Es kann nicht anders sein; wenn sie so oft zusammenkommen, um gute Dinge zu lernen, sollten sie schon längst etwas davon gelernt haben. Aber sie sind schrecklich unwissend. Wenn ein Weißer zu uns kommt, nehmen wir ihn freundlich auf, geben ihm zu essen und zu trinken, wärmen ihn, trocknen ihn, bieten ihm ein weiches Ruhelager — wir verlangen nichts dafür. Aber wenn einer von uns in Albany in ein Haus hineingeht und um Essen oder Trinken bittet, so heißt es gleich: „Hinaus mit dir, du indianischer Hund!" —

Wohl konnte er so klagen, denn die künstliche Zivilisation beseitigt die natürliche Gastfreundschaft. Die Deutschen freilich übten sie lange Jahre; endlich kamen sie mit den Indianern in Verwicklungen durch die große europäische Politik. Es brach der Krieg zwischen Frankreich und England aus und Amerika mußte den Schauplatz abgeben. Im jetzigen Middleburgh, N. Y., ward eine Versammlung mit den Indianern abgehalten. Der indianische Häuptling Peter war den Franzosen freundlich; er legte einen eisernen Keil auf einen Baumstamm und indem er auf ein Bündnis der Indianer anspielte, sagte er: „Wir sind stark wie dieser Keil und können nicht gebrochen werden". — Frau Swarte, welche zugleich als Dolmetscherin diente, da sie den indianischen Dialekt verstand, nahm ein Goldstück aus der Tasche, legte es auf den Keil und sagte: „wir sind wie dieses Gold, das ebenso stark ist und das euer Gleichnis übertrifft, denn wenn dieser Keil in der Erde vergraben wird, wird der Rost ihn zerstören, aber unseres wird hell und stark wie immer herauskommen." Da erklärten die Indianer einmütig, der deutschen Frau Rede sei doch die beste gewesen. —

Die Franzosen hetzten die Wilden auf die deutschen Grenzansiedlungen — das waren die Helden der Zivilisation, wie sie sich rühmen! Dann im Kriege der amerikanischen Kolonien mit England sandte dieses seine Verbündeten, die blutdürstigen Indianer gegen die Deutschen—dies war die zweite Verwüstung; im Kriege mit dem großen Indianerhäuptling Pontiac, der die Weißen aus Amerika herausdrängen wollte, ebenso mit dem Häuptling Tecumseh — was haben da die Deutschen gelitten! Welche ängstliche Spannung und Unruhe — dann der wilde Kriegsruf der Indianer, Flucht oder Verteidigung, Morden und Schlachten, Skalpieren und Verstümmeln, Verwüsten und Verbrennen — welche Sprache vermag die Greuel auszusprechen! Wir sehen die Deutschen wie jetzt in den Wäldern des Westens, so damals im Osten an den Grenzen zerstreut wohnen, in ihren Blockhütten belagert, durch Feuer vertrieben, oft heldenmütigen Widerstand leistend, heldenmütige Frauen, wie die Frau Schell bei Fort Dayton im Mohawkthale, welche den Mut von Mann und Kindern im einsamen von der Schar der Feinde beschossenen Blockhaus mit

dem Schlachtgesang Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott" anfeuerte, ferner die Frau Major Becker in Pennsylvanien, welche unverzagt trotz der Geschosse der Feinde Wasser herbeiholte, den Brand des Hauses zu löschen, ferner das Mädchen Elise Zahn in Wheeling in das Vorratshaus gehen, und, ein Ziel für indianische Kugeln, in ihrer Schürze Pulver den belagerten Freunden zutragen.

Selbst die englischen Berichte, welche so viel als möglich die Deutschen übergehen und totschweigen, kommen oft auf den deutschen Heldenmut zu sprechen. Zur Zeit des schrecklichen Indianereinfalls 1782 lebte in Wheeling, Virginien, Peter Nichswonger mit seiner Familie; er war über 6 Fuß hoch, rauh, aber gutherzig, sagt der englische Erzähler. Während der Belagerung der Stadt durch die Indianer stürzte ein großer Teil der Palissaden ein, die Wilden jauchzten. Peter aber ging ruhig hinaus, richtete die Palissaden von außen in die Höhe, während die Belagerten von innen sie fest machten — ein Schauer von Kugeln fiel um ihn, aber er blieb unverwundet, ruhig ging er dann durch das Ausfallpförtchen wieder zurück, bewundert von Weißen und Roten. Wir lesen von Hochzeiten, wo die Deutschen fröhlich zusammen waren, ohne Ahnung einer Gefahr — da auf einmal der gellende Kriegsruf der Indianer — und nun eine Scene der Verwirrung! Die einen flohen, die andern griffen nach irgend welchen Waffen, die Frauen schrieen, die Kinder weinten und beteten, riefen um Gottes willen das Erbarmen der Wilden an — dann ein Gemetzel, grausige Stille — solche Scenen spotten der Beschreibung. — Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir das blühende Leben Amerikas ansehen — das Blut der Deutschen hat die Aecker dieses Landes gedüngt — noch neulich vor etwas über 8 Jahren geschah das schreckliche Gemetzel meistens deutscher Ansiedler in Minnesota in der Nähe des doppelt unglücklichen Neu Ulm!

Im Jahre 1764 besiegte Oberst Bouquet die Indianer; es wurden die weißen Gefangenen nach Carlisle, Pa., gebracht. Manche Mutter fand da ihr Kind wieder; aber manche konnten ihre Kinder nicht mehr erkennen — denn nach dem unglücklichen trotz Washingtons Vorstellungen unternommenen Zuge des General Braddock und der Vernichtung seines glänzenden Heeres durch die Wilden im Jahre

1755 und der darauf erfolgten Plünderung und Verwüstung der deutschen Ansiedlungen waren schon 9 Jahre vergangen, die Kinder hatten die deutsche Sprache vergessen, verstanden nur indianisch — unter andern eine alte Frau, die ihre Tochter suchte — sie fand kein Erkennungszeichen — alle bejammerten die alte Mutter — da endlich fiel ihr ein Lied ein, das sie oft genug mit dem Töchterlein in der Wildnis gesungen:

„Allein und doch nicht ganz alleine
Bin ich in dieser Einsamkeit —
Denn wenn ich ganz verlassen scheine,
Erfüllt mir Jesus meine Zeit“ —

ein Mädchen unter den befreiten Gefangenen fand die süßen Laute der Kindheit wieder, fiel in den Gesang ein und mit Thränen der Freude stürzten sich Mutter und Tochter in die Arme.

Der bedeutendste aber unter den Deutschen und einer der größten Grenzkämpfer war Louis Wetzel, der stärkste unter 4 Brüdern, bei Wheeling geboren. Seine erste Heldenthat geschah im Alter von 16 Jahren. Er ging mit einer Partie aus, den Indianern gestohlene Pferde abzujagen — seine Begleiter wurden furchtsam, gingen zurück; er blieb zuletzt allein 3 großen Indianern gegenüber — er sowie sie traten hinter Bäume, dann hielt er seinen Hut am Ende seiner Büchse ihnen entgegen, sie ließen sich täuschen und schossen auf den Hut — dann schoß er und tötete einen — die beiden andern liefen hinter ihm her mit geschwungenem Tomahawk — er lud im Laufen, drehte sich und schoß wieder einen nieder und zuletzt so den dritten. Mit seinen Thaten könnte man ein ganzes Buch anfüllen. Aber er ist nicht nur in seinen Thaten recht deutsch, sondern auch in seinen letzten melancholischen Lebensschicksalen. Er kam zuletzt nach Louisiana — ein Schurke klagte ihn, den ungelehrten Mann an, falsches Geld gemacht zu haben, und beschwor dies. Seltsame spanische Gerechtigkeitspflege! Der arme Deutsche, dessen Unschuld jedes Kind einsehen konnte, ward in einen dumpfen Kerker geworfen — die Edelsten von Virginien verwandten sich für ihn beim spanischen Gouverneur, boten 2000 Dollars für seine Loslassung — vergebens! Endlich kam General Bradford nach Louisiana; dieser hatte die sogenannte Whis-

keyrevolution anno 1791 im westlichen Pennsylvanien geleitet und war mit einem Haufen Insurgenten auf Pittsburg marschiert — glücklicherweise wurden diese durch einen guten drink beruhigt und zogen, nachdem sie keinen weiteren Schaden gethan, als 4 Fässer Whiskey ausgetrunken, wieder ab — genug, Bradford flüchtete, kam nach New Orleans, ward bald mit dem Gouverneur befreundet und machte den armen Wetzel frei. Aber dessen Kraft war gebrochen — er lebte bei seinem Verwandten Six in Natchez, zog mit ihm nach Texas und starb an den Ufern des Brasos; in der einsamen Wildnis, ohne Grabstein ruht die Asche des unerschrockenen treuen deutschen Grenzkämpfers. —

Es fehlte indes auch nicht an scherzhaften Ereignissen; eins sei mir anzuführen erlaubt — überhaupt kann ich bei der Fülle des Materials nur einzelne Züge herausheben. Im Delaware Co., Ohio, ward eine Kompanie Grenzsoldaten gebildet; als Sandusky von den Indianern angegriffen wurde, marschierte die Kompanie den Belagerten zu Hilfe. Unterwegs wollte der Kapitän, ein scherzhafter Mann, den Mut seiner Leute versuchen. Er ging nachts in den Busch, schoß seine Flinte ab und rief: Indianer! Indianer! Die Mannschaft sprang vom Lager auf, unter großer Verwirrung suchte sie sich zu ordnen. Aber der erste Leutnant dachte, daß die Beine mehr helfen möchten, als die Arme, und lief in die Wälder. Der Kapitän rief ihm zu, zu halten — aber er hielt diesen Zuruf für Indianergeschrei, lief in falscher Richtung 10 Meilen, bis er endlich zu einer Ansiedlung kam — seine Kleider waren zerrissen, den Hut hatte er verloren. Die ganze Kompanie wäre niedergemetzelt, sagte er, er allein wäre entkommen — entsetzt floh das Volk — zu Roß und Wagen und zu Fuß eilte die Landbevölkerung in unsäglicher Verwirrung nach dem Städtchen Delaware. Eine Familie verlor bei dem schnellen Fahren auf den Urwaldswegen ihren kleinen Knaben aus dem Wagen, bemerkte es aber erst 6 Meilen weiter und gab ihn mit schwerem Herzen verloren! Glücklicherweise hatte eine nachkommende Familie das Kind vom Wege aufgenommen. Eine Frau vergaß ihren Säugling und eilte ins Haus nach ihm zurück. Aber in der Verwirrung ergriff sie ein Stück Holz, das in der Stubenecke stand, und lief da-

mit fort. Indessen marschierte die Kompanie ruhig nach Sandusky. Die Lage der unnütz Geflohenen war eine sehr üble, ihr Verlust groß — aber wenig beneidenswert war die Lage jenes Leutnants — gut, daß er kein Deutscher war.

Sie möchten vielleicht fragen, warum ich dieses alles anführe. Es erscheint ja so geringfügig in der Weltgeschichte, ist nicht einmal hierzulande, viel weniger anderwärts bekannt. Was liegt daran, fragt mancher, ob etliche hundert Mann in der Wildnis mit den Indianern kämpfen, ob hie und da Wälder gelichtet, hin und her Abenteuer bestanden, Gefahren verachtet, Mühsale erduldet werden — aber doch liegt gar viel daran! Denn aus dem Kleinen erwächst das Große. Es ist sogar nicht gleichgültig, ob hie und da in der Wildnis ein paar Bäume umgehauen wurden — denn wie mancher berühmte Pionier und Grenzkämpfer, wie mancher General und Truppenführer hat hinter oder sogar in solchem Baum eine Zuflucht vor den Wilden gefunden. Wie wichtig ist dies Ringen deutscher Kultur in den Ansiedlungen für das ganze Land geworden und wie wichtig sind die Ver. Staaten für die ganze Erde! Erstaunt man über den mächtigen Aufschwung, den unser neues Vaterland genommen, so kann man diesen nur verstehen, wenn man das Kleine und Geringe der Anfänge gebührend beachtet.

III. Die Erfolge des deutschen Geistes.

Wie viele Deutsche sind gefallen, durch Hunger und Anstrengung, durch die Wilden und die Weißen! Aber sie fielen für eine gute Sache, sie fielen im Dienste der Zivilisation, sie fielen als Opfer für die Freiheit, sie fielen, aber nur, um andern den Weg zu bereiten; wie jetzt so manche in Frankreich gefallen sind, aber der Sieg von den deutschen Heeren erfochten ist, so ist es hier — Amerika ist vornehmlich und besonders durch die Deutschen das geworden, was es ist, ein blühendes reiches Land. Wie viele freuen sich des Lohnes ihrer Arbeit, haben ein schönes Hauswesen, Ruhe im Alter, wie viele sind wohlhabend, ja reich geworden — wie viel könnten gerade die für das Ansehen des deutschen Namens thun, wenn sie wollten! Wo wäre die Zeit, die Errungenschaften der Deutschen in Amerika aufzuzählen!

Statt vieler anderer Thatsachen sei die eine angeführt: Bei Darstellung des Lebanon County, Pa., spricht der Schriftsteller von den großen schönen Häusern, der prächtigen Lage und Beschaffenheit der Farmen, den lieblichen Gärten, ungeheueren Scheunen, reichen reinlich gehaltenen Feldern und fügt hinzu: es versteht sich von selbst, daß da eine fleißige wohlhabende deutsche Bevölkerung wohnt. Die Deutschen haben alle guten Thäler von Pennsylvanien herausgefunden und wo sie nicht zuerst hinkamen, das Land von den ursprünglichen Ansiedlern gekauft. Es ist wohl zu beachten, daß alles Land im Kittatinnythal von Easton nach Mercersburg von Irisch-Schotten besiedelt war — aber sie sind alle verschwunden und haben den Deutschen Platz gemacht. So ist's kein Wunder, daß früher in den Schulen von Lebanon County nur deutsch gelernt wurde und englisch erst nach Erlaß des neuen Schulgesetzes von Pennsylvanien. Dieselben Erfolge finden wir in Berks, Northampton, Perry, Adams, Schuylkill, Chester und anderen Counties von Pennsylvanien und nun gar erst im Westen, wo ein neues Deutschland im Mississippigebiet zu erstehen scheint — in Wisconsin, Minnesota, Illinois, Missouri, Nebraska! Sie haben das Ziel erreicht durch *"their untiring industry and stubborn perseverance."* Nicht nur haben sie die grobe Arbeit gethan: sie haben auch die Kunstgärtnerei gepflegt wie in Cincinnati zuerst — wie auch Beecher in einer neulichen Predigt die Deutschen wegen ihrer Freude an Blumen lobte und erzählte, er hätte 20,000 Hyazinthen in seinem Garten in Indianopolis gehabt und die herumwohnenden Deutschen hätten sie oft genug bewundert, nie aber beschädigt. Da hätte er einmal einem seiner Kirchenvorsteher die Blumenpracht gezeigt. Der fragte ihn: lieben Sie dieses Zeug wirklich? „Ja," sagte Beecher. „O, erwiderte der alte Freund, die schönste und beste Blume für mich ist Blumenkohl" — genug, die Deutschen haben nicht nur die Kunstgärtnerei zur Blüte gebracht, sondern auch den Weinbau. Im Jahre 1000 landeten Norweger unter der Anführung von Leif, von Island durch Stürme verschlagen, in Amerika und wurden so die ersten Entdecker der Ver. Staaten — wie natürlich müssen Deutsche überall dabei sein. Der Pflegevater Leifs war ein Deutscher, Tyrker mit Namen. Er war in den Wald

gegangen, kehrte mit Reben beladen zurück, machte seinem Jubel über diese Entdeckung eine Zeitlang in deutschen Worten Luft, obgleich seine Umgebung ihn nicht verstand — und das war nur wilder Wein, sozusagen Fahnenwein, von welchem man scherzhaft sagt: er ist so sauer, wenn man ein Glas davon auf eine Fahnenstange gießt, so zieht sich das ganze Bataillon zusammen — so sauer ist er. Dennoch gab Leif dem Lande Massachusetts — man denke nur! den Namen Vinland. In der Bierbrauerei haben die Deutschen viel, viel zu viel geleistet, Seidenzucht getrieben, vor allem aber den Ackerbau gepflegt und dadurch das Land zu einem Garten gemacht.

Im Jahre 1817 kamen 200 Separatisten aus Württemberg nach Ohio; sie hatten zuerst viele Entbehrungen durchzumachen; sie bildeten eine Kommunität mit gemeinschaftlicher Arbeit und Kasse, gaben auch den Frauen Stimmrecht. Sie nahmen zuerst 5500 Acker Land, jetzt haben sie 9000, dazu Oel-, Mahl- und Sägemühlen ½ Million Doll. wert, ihr Dorf heißt Zoar — noch jetzt ruft das Horn des Morgens zur Arbeit — ihre Werkzeuge sind schwer und plump wie in der Heimat, ihre Sprache und Sitten deutsch. Einer ihrer Vorsteher zeigte einem Besucher das Geheimnis ihres Erfolges — er hob nämlich einen von einem Wanderer weggeworfenen Apfel von der Straße auf und sprach dabei den echt deutschen Grundsatz aus: „Sparen macht reich." Die Deutschen machen es an so vielen Stellen so wie der alte König Abdolonymus von Sidon, der aus niedrigem Stande emporgekommen und König geworden war — der hatte immer sein altes Paar Holzschuhe an seinem Throne stehen, damit er sich an seine frühere Lage erinnerte und nicht hochmütig würde — so stehen neben den stattlichen Häusern unserer deutschen Farmer oft genug die alten rohen Blockhütten nicht nur als Zeugnis schwerer Anfänge, sondern auch des gesegneten Erfolges. — In Middletown, Pa., welches von Georg Fischer 1755 ausgelegt wurde, diente Georg Everhardt; er half Fischer bei der Feldarbeit. Der junge Mensch war unternehmend, er kaufte allerlei Sachen, um mit den Indianern Handel zu treiben, nahm sein Pack auf die Schultern und wanderte durch die Wildnis längs dem Susquehannafluß. Unterwegs trafen ihn Soldaten aus dem Fort Hunter: du bist ein fortgelaufener Re-

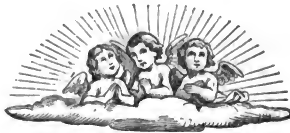
demptioner! So nannte man die Deutschen, welche für gewisse Jahre in Knechtschaft verkauft wurden, um das Ueberfahrtsgeld zu bezahlen. Ein Pedlar, sagten sie, wird doch nicht allein und zu Fuß Leben und Eigentum an dieser gefährlichen Indianergrenze riskieren. „Ich bin frei, ich bin frei!" rief der geängstete Junge auf deutsch; sie nahmen ihn mit ins Fort, er erhielt den Namen „Frei," ward der Liebling der Soldaten, handelte, errichtete in Middletown einen Kramladen, dann eine Mühle, man lobte an ihm die untiring industry, close economy, sharp bargains — er war aber nicht geizig. Oft klagte er den Vätern der luth. Kirche, daß Gott ihm keine Kinder beschert hätte; so stiftete er denn ein Waisenhaus unter Aufsicht der luth. Kirche und zugleich eine höhere Lehranstalt mit deutscher und englischer Unterrichtssprache. Doch wozu weit suchen, was wir in der Nähe haben! Der große Handelsherr Joh. Jakob Astor hat durch die Gründung der hiesigen berühmten Astorbibliothek sich ein unvergängliches ehrendes Denkmal gesetzt, so auch die Familie Moller durch Gründung des Wartburg-Waisenhauses bei Mount Vernon in der Nähe von New York — wollte Gott, daß deutsche Männer sich fänden, welche endlich sich für den Gedanken begeisterten, hier in New York eine hohe Schule nach deutschem Muster mit gebührender Berücksichtigung der hiesigen Verhältnisse begründeten und so dem deutschen Namen ein Denkmal stifteten zum Segen der kommenden Geschlechter und zum Zeugnis, daß die Deutschen auch auf dem Gebiete der Wissenschaft die erste Stelle einnehmen. —

Wo ist überhaupt ein Gebiet, auf dem die Deutschen in Amerika sich nicht ausgezeichnet haben! Blicken wir auf Kirche und Schule, so treten uns die von den größten amerikanischen Gelehrten hochgeehrten Namen eines Mühlenberg, Kunze, Schmucker, Geißenhainer, Stohlmann, Schaff, Schäffer, Mann und andere entgegen — Handelsherren und Importeure, die die Verbindung mit der Heimat vermitteln, in den Künsten Steinway, Knabe, Weber u. a., im Brückenbau der Erbauer der Niagarabrücke Röbling und sein Sohn, der nun die Pläne seines Vaters mit der Brücke über den East River nach Brooklyn ausführt, ebenso Bender und Gündele, die die Wasserwerke Chicagos eingerichtet, Schmidt, der die Felsen

im Hafen von St. Francisco gesprengt, in der Politik Redner wie Schurz, welche Menge deutscher Senatoren und Kongreßmänner von dem Pastor Mühlenberg an bis heute. Die Deutschen Minnewitt und Leisler, Hoffman n von deutscher Abkunft, Gouverneure von New York, Schneider, Hiester, Schulze, Wolf, Rittner, Schunk, Gouverneure von Pennsylvanien, Körner und Hofmann von Illinois, Salomon, Gouverneur von Wisconsin und Hahn, Gouverneur von Louisiana. Im Kriege in alter Zeit Generäle wie Steuben, Kalb, Mühlenberg, Hiester, Herkheimer — im letzten Krieg Siegel, Blenker, Osterhaus, Willich, Schimmelpfennig, Weitzel, Steinwehr, Kiefer, Kautz u. a. — und nun die Menge der Handwerker, der Arbeiter, die in Fabriken an zahllosen Orten mit deutscher Gediegenheit und Gründlichkeit ihr Werk verrichten — im deutschen Buchhandel Christoph Sauer in Philadelphia im vorigen Jahrhundert der größte Buchdrucker in Amerika, ein Deutscher, bei welchem Benjamin Franklin in Philadelphia ein Unterkommen fand, Keimer mit Namen 1723, und jetzt welch ein Heer von deutschen Buchhändlern! Hochgeehrte Anwesende! Ist die Rüstung derselben auch nur von Papier, heutzutage sind papierne Waffen stärker als eiserne. Welche Bedeutung hat das Westermannsche und besonders das Steigersche Buchgeschäft für die Entwickelung des Deutschtums in Amerika — und wie haben Radde, Ludwig hieselbst, Schäfer und Koradi und Kohler in Philadelphia mitgeholfen, den deutschen Buchhandel in Amerika zu begründen. Wollen Sie nun die Errungenschaften des deutschen Geistes sichern und dem amerikanischen Volksgeist deutsches Gepräge aufdrücken, so gründen Sie eine Hochschule, aber nicht eine irreligiöse, glaubensfeindliche — denn eine solche würde nicht echt deutsch sein — sondern eine von dem Geist des Evangeliums durchdrungene. Der deutsche Geist ringt in Amerika auch auf dem Gebiet der Religion; denn das höchste Wissen ist das von Gott, und ohne Gott kommt der deutsche Geist ebensowenig zur Ruhe als irgend ein anderer. Freilich gehört zur Gründung und Erhaltung einer höheren Schule auch Geduld und nur durch Geduld läßt sich dies Ziel erreichen, freilich aber nicht durch geduldiges Nichtsthun, sondern durch geduldiges Arbeiten. Je-

ner Oberst sagte: zu einem guten Soldaten gehören drei Dinge: 1. Ordnung, 2. Ordnung, 3. Ordnung. So sagen auch wir: zum rechten Erfolg sind hier drei Dinge nötig: 1. Geduld, 2. Geduld, 3. Geduld! Kommt Zeit, kommt Rat und manchmal auch die That! Doch, wie auch die Zukunft sich gestalten und welche Wege auch Gott der Herr unsere Deutschen hierzulande führen möge, wir rufen von Herzen mit dem deutschen Dichter:

O deutsches Volk, der neuen Welt
Allinnerstes Gemüte!
Hast deine Sach auf Gott gestellt,
Wirst stehen, bis der Himmel fällt,
Daß dich der Herr behüte!





Deutsche Bildung und ihre Stätten.

Rede,

gehalten im Cooper Institute, New York, den 20. April 1871.

Geehrte Anwesende!

Die Freundlichkeit, mit welcher Sie mich eben begrüßt haben, ist mir ein wohlthuender Beweis, daß dasjenige, worüber ich heute zu Ihnen reden will, in reichem Maße bei Ihnen vorhanden ist. Ich brauche nach dem herrlichen Triumphzuge zur Feier des Friedensfestes am Ostermontage nicht erst zu beweisen, daß auch hier in Amerika deutsche Bildung ehrenvoll vertreten ist. Verwundert sahen die Yankees, betrübt die Irländer, begeistert die Deutschen die Entfaltung nicht nur deutscher Stärke und deutschen Wohlstandes, sondern auch deutscher Geisteskraft und deutscher Bildung. Wie ist in den welthistorischen Ereignissen der letzten Zeit deutsche Bildung zur Geltung gekommen, nicht nur in gewaltigem Ringen in planvoll vorbereiteten Schlachten, sondern auch in der großmütigen Behandlung der großmäuligen Franzosen. Von diesen gilt das Scherzwort: wenn man die totschlägt, muß man noch außerdem ihr großes Maul totschlagen. Indessen haben die Deutschen noch mehr gethan: sie haben die Franzosen und ihr großes Mundwerk leben lassen, auch auf die Gefahr hin, unter den unverschämten Lügen der großmütig Verschonten immer weiter leiden zu müssen. Auch Moskitostiche sind unangenehm und lästig. Da muß nun freilich ein jeder Christ denken, wie der alte christliche Kaiser Theodosius, der an seinen Statthalter Rufinus schrieb: „Wenn jemand von unserer Person oder unserer Regierung schlecht spricht, so wollen wir ihn nicht bestrafen; hat

er aus Leichtfertigkeit gesprochen, so muß man das nicht weiter beachten; wenn aus Unwissenheit, so muß man ihn bemitleiden; wenn aus Bosheit, ihm verzeihen.“ In dieser Lage sind auch wir Deutschen — was sollen wir den Schmähungen unserer Nationalität gegenüber thun? Beweisen, daß wir sie nicht verdienen. In Europa haben die Deutschen wiederum gezeigt, daß sie die erste Nation der Erde sind; so gilt es auch hier zu beweisen, daß wir es für einen Vorzug, für eine Ehre halten, Deutsche zu sein; wir dürfen nicht vom Verdienste anderer zehren, derer, die in Frankreich gefochten und geblutet, sondern selbst zeigen, daß wir der Achtung wert sind. Im letzten Vortrage über das Ringen des deutschen Geistes in Amerika haben wir dargethan, daß die Deutschen das beste Element in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten sind; wir haben da mancherlei Gründe angeführt, einen aber nur nebenbei; diesen wollen wir heute vornehmlich ins Auge fassen, nämlich die deutsche Bildung. Man hat mit Recht gesagt, daß im Jahre 1866 der preußische Schulmeister den österreichischen geschlagen, und jetzt, daß die Intelligenz und Zucht der Deutschen über die Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit der Franzosen den Sieg davongetragen.

Ein gebildeter Deutscher denkt nach und untersucht, was er nicht versteht — nichts ist widerwärtiger als das großmäulige Nachsprechen von Dingen, die man nicht kennt. Wie oft hört man über die heiligsten Dinge räsonnieren und zwar mit der größten Unwissenheit und Dummheit! Als ich noch Kandidat war und auch in Bezug auf das Mittagsessen (für fünf Cents!) dem alten deutschen Satze folgte: „je billiger, desto besser“ — nämlich für den Geldbeutel, nicht aber für den Magen — freilich ein deutscher Magen kann viel vertragen! — kam ich in eine gar gemischte Gesellschaft. Einer darunter, ein Schreiber — welche bedeutende Person in seiner Einbildung! ein Herr von der Feder! — suchte mir das arme Mittagsbrot noch ungenießbarer zu machen; er galt als das Haupt der Gäste — und wie denn ein Kandidat oft genug die Zielscheibe der Angriffe sein muß, so suchte er jedesmal sich an mir zu reiben. Einmal fragte er mich spöttisch: „Sie wissen gewiß nicht, daß der Mond uns nur immer eine und dieselbe Seite zukehrt.“ O ja, erwiderte ich, das habe

ich längst gewußt. „Aber woher kommt das?“ fragte er weiter. Ich hielt ihm die Erklärung der Himmelskundigen vor, wonach die uns zugekehrte Seite des Mondes schwerer sei und der Schwerpunkt darum auf dieser Seite liege — „nein, schrie er, nein! — das ist nicht so! — ich will es Ihnen sagen: der Mond hat gar keine andere Seite!“ Alle lachten, denn selbst der Dümmste sieht ein, daß, wo eine Vorderseite ist, doch auch eine Hinterseite sein muß — und seit jener Zeit konnte ich dem guten Monde, dem die Erde so viel verdankt, auch ein ungestörtes Mittagsessen verdanken.

Rechte Bildung macht bescheiden im Urteil; denn wer selbst nachdenkt, forscht und prüft, der sieht die Schwierigkeiten recht ein, der weiß, was Göthe sagt:

„Das Wenige entschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt.“

Und Paulus spricht: „Unser Wissen ist Stückwerk.“ So sagte Sokrates: „ich weiß, daß ich nichts weiß.“ In Minnesota traf ich einen englischen Mann, der ohne Ueberlegung gegen die Bibel auftrat. Ich fragte ihn im Laufe des Gesprächs: Sehen Sie hinaus, was sehen Sie draußen? Schnee. Wie sieht er aus? Weiß. Ich behaupte: er ist schwarz. Nein, sagte er, ich sehe ja, er ist weiß. Nun sagte ich ihm: „beweisen Sie mir, daß er weiß ist!“ Das kann man nicht. Darum erklärte ich ihm zuletzt: Man kann gegen alles Einwendungen machen, alles anzweifeln; es fragt sich nur, ob unsere Einwendungen vernünftig sind. Die letzten Gründe unseres Wissens kann man nicht beweisen, sondern findet sie vor und muß sie glauben. Die höchsten Wahrheiten kann man nicht beweisen: so ist, um nur eins anzuführen, das Gute sein eigener Beweis, und niemand kann die Gebote logisch beweisen. Solche Menschen, die über alles leicht hin absprechen, sind keine Verbreiter deutscher Bildung — sie sind nicht gebildet, auch nicht ausgebildet, sondern eingebildet. — Es ist ferner kein Zeichen rechter Bildung, wenn man die geistige Arbeit, das Wissen verachtet. Wohl ist's wahr, daß man im Allgemeinen die Dummen glücklich preist und sagt: „die Dummen haben das meiste Glück“ — und das ist auch recht, denn sie müssen doch auch außer der Dummheit noch etwas ha-

ben — aber doch will kein Deutscher gern unwissend bleiben — er lernt gern, will, daß seine Kinder etwas Tüchtiges lernen — sucht sich auf alle Art fortzubilden; darum schüttelt man den Kopf, wenn man fragt: welches Geschäft hast du? und die Antwort erhält: Gentleman!! Wir können es wohl begreifen, wenn man Müßiggänger, vornehme und geringe, nicht leiden kann, aber geistige Arbeit verachten, ist ein Zeichen bornierter Rohheit. Darum ist es eine große Verirrung, wenn besonders im Kreise mancher Arbeiter und Handwerker nur die körperliche Arbeit anerkannt, und wie vor einiger Zeit hier im Cooper Institute geschah, vom Redner erklärt wird: alle, die keine Handarbeiter wären, seien Tagediebe! Ich denke, jeder weiß, was ein gebildeter Arbeiter wert ist, der nicht mechanisch wie ein Biber seine Arbeit verrichtet, sondern mit Geist und mit Verstand. Man sehe nur die Werkzeuge an hier in Amerika zur Erleichterung der Arbeit, z. B. Aexte zum Holzhauen; in der alten Heimat sind sie so ungeschickt: je schwerer, desto besser! heißt es da. Was gab den deutschen Arbeitern in Paris, was gibt ihnen im Auslande so viel Ansehen, daß sie überall von einsichtigen Besitzern vorgezogen werden? Das ist ihre Intelligenz, ihre geistige Begabung, ihr Eifer, ihre Treue — genug, alles Eigenschaften, die mehr besagen, als bloße äußerliche Kraft des Körpers. Ein Arbeiter, der die Arbeit mit dem Kopfe geringachtet, bedenkt nicht, wie alle geistige Thätigkeit des ganzen Volkes zusammenwirkt, um ihn zu erhalten — alle Maschinenarbeit, aller Handel, Umsatz der bearbeiteten Produkte, alle materielle Wohlfahrt eines Volkes ruht nicht allein auf der Arbeit des Körpers, sondern hängt vornehmlich von dem Grade seiner geistigen Bildung ab. Einer arbeitet da für den andern. Wer die geistige Arbeit verwirft, sägt sich selbst den Ast ab, von dem er getragen wird. Freilich verbindet man oft hierzulande mit dem Gedanken an einen Gebildeten ein größeres Maß von unnötigen, ja unangenehmen Ansprüchen und Unbrauchbarkeit zu körperlicher Arbeit und so hat man es unter den ersten natürlicherweise rohen Anfängen im Westen lange Jahre verbergen müssen, daß man aus anderen, gebildeten Kreisen kam, und hat es ruhig hingenommen, wenn wie zu mir im Urwald der Farmer nach dem Abend-

segen sagte: „Gehe er jetzt schlafen und lege er sich ins Bett zu unserem Knecht!"

Und doch ist gerade Teilung der Arbeit das, was in geistiger und materieller Beziehung so außerordentlich fördert, und gerade ein charakteristisches Zeichen der neuen Zeit. Wer alles versteht, versteht nichts, kann man sagen — wer drei, vier Handwerke weiß, ist ein Stümper in allen, und so in der Wissenschaft; früher waren die Theologen oft zu gleicher Zeit Juristen, Sprachforscher und sogar Mediziner. Wie niedrig waren damals die Anforderungen!

Zur Bildung gehört zuerst das Wissen. Dies ist nun das Eigentümliche deutscher Bildung, daß sie zwei Gegensätze in sich vereinigt: a) sie ist gründlich, b) sie ist allgemein. Der Deutsche ist in allem gründlich und solide; er arbeitet mit Lust, hat Freude an der Arbeit; er kennt nicht den italienischen Ausdruck dolce far niente; er kann es nicht einmal in deutscher Weise übersetzen: „ein süßes Nichtsthun" — nein, das ist ihm gerade bitter; er liebt wohl Ruhe und Erholung, aber nicht statt der Arbeit, sondern nach der Arbeit. Man sehe nur, wie lange man in Deutschland lernt, vom 5. bis zum 14. Jahre in der Regel in den Elementarschulen bis zur Konfirmation und dabei regelmäßig, außerdem sind viele Tausende, welche die höheren Schulen und die Universitäten besuchen, oft 15—18 Jahre lang zur Schule gehn. Das ist aber kein Zeichen von Dummheit, sondern von Gründlichkeit. Der Deutsche ist nicht dumm; das sieht man hier schon daraus, daß er mit Gewandtheit in kurzer Zeit das Englische sprechen lernt, während umgekehrt die Amerikaner nur sehr schwer das Deutsche begreifen. Kürzlich kam eine englische Dame zu mir; sie wollte ihren Knaben in eine deutsche Schule schicken, damit er deutsch lernte. „Aber Sie haben ja ein deutsches Mädchen! Da kann der Kleine doch deutsch genug lernen!" „Ach, sagte sie unwillig, die deutschen Mädchen lernen zu schnell englisch und lieben es dann auch zu sprechen." Das war ein Zeugnis für die Sprachengabe der Deutschen. Sonst heißt es aber im Lernen bei den Deutschen: „Langsam und gründlich!" Und so sagt auch der Italiener: chi va piano, va sano (wer langsam geht, geht sicher). Hier muß alles schnell gehen, hier werden die Kinder nervös, wenn

sie lernen sollen; wie äußerlich, wie mechanisch ist hier das Lernen! Im Westen wollten wir einen englischen Lehrer an unserem College zugleich auch für Mathematik anstellen; er hatte die englischen höheren Schulen durchgemacht, mußte sich aber doch der deutschen Art fügen und eine Prüfung bestehen. Ich gab ihm einen Zirkel in die Hand, damit er die Figuren machen sollte; verlegen schaute er hin und her; endlich sagte er: „ich habe ein solches Instrument noch nie in der Hand gehabt,“ während doch in Deutschland jeder Küfer und Zimmermann, ja die Kinder schon den Zirkel gebrauchen. Genug, die deutsche Art geht dahin, den Verstand zu wecken, zum Nachdenken zu reizen, viele Aufgaben zu stellen, damit die Schüler die Lösung selbst suchen. Hier heißt es: nur schnell und leicht, damit wir die Last los werden, dort: nur immer mehr Arbeit aufgelegt, damit man mehr tragen lerne. b) Das deutsche Wissen ist nicht einseitig, sondern allgemein, vielumfassend. Das ist kein Widerspruch mit dem Vorigen, sondern ein Deutscher vernachlässigt über seinem besondern gründlich bearbeiteten Fache nicht die allgemeinen Kenntnisse. Wie war das in Frankreich der Fall! Wie unwissend waren die Franzosen z. B. in der Geographie von Deutschland! Die thaten, was ein Deutscher ihnen nicht nachthun könnte: sie gingen bei Saarbrücken über den Rhein und wollten Berlin schon diesseit der Elbe erreichen. Wie ist solche Einseitigkeit auch hier zu rügen!

Während man hier in den Schulen, man möchte fast sagen, jeden Bach in Amerika lernen läßt, ist von Deutschland wenig die Rede. Da denken denn die Kinder natürlich, daß ein Bach in Kentucky wichtiger sei als der Rhein. Als ich noch in Halle studierte, kam ein Brief aus Amerika an, gerichtet an einen amerikanischen Studenten, mit der einfachen Ortsangabe: Germany — als wenn Deutschland eine Stadt oder ein Dorf wäre! Der Brief war von einer Universitätsstadt zur anderen geschickt und erreichte endlich wirklich in Halle den Adressaten! Allgemeine Bildung ist nötig, sonst kommt man in sonderbare Situationen, wie jenes Fräulein in Königsberg, das auf die Frage, wie das Wort „Man“ geschrieben würde, antwortete: „Wenn der Mann verheiratet ist, schreibt man ihn mit zwei N, wenn er aber unverheiratet ist, mit einem N,“ oder wie wenn eine Städterin

(in Danzig) erklärte: die Kartoffeln wüchsen an den Bäumen, oder wie jener Forstgehilfe im Examen nach den Quadratwurzeln gefragt zur Antwort gab: Herr Forstmeister, solche Wurzeln wachsen nicht in unserem Walde! Wie lachen wir über jenen ehrlichen Russen, der ein Paar neue Schuhe an den Telegraphendraht hängt, um sie schnell an seinen Sohn nach der Krim zu schicken, einen Zettel daran bindet und um Antwort bittet, am nächsten Morgen ein Paar zerrissene Stiefel daran findet und natürlich voll Freude denkt, der Sohn habe ihm schon die alten zurückgeschickt. Oder wie jener Trapper im Westen, der sonst viel Erfahrung hatte; der ärgerte sich über die neumodische Lehre des Schulmeisters, daß die Erde sich drehe; er hängt eines Abends seinen Hut an einen Stock und legt sich ruhig nieder; des Morgens findet er richtig seinen Hut auf dem Stock und schilt auf die Gelehrten, die solche Lügen vorbrächten. Hätte nun jemand über Nacht den Hut fortgenommen, so hätte er natürlich an eine Umdrehung der Erde geglaubt und vielleicht gedacht, der Hut wäre zum Mond geflogen. Jener Lehrer in den Südstaaten erklärte, er wolle sich in Hinsicht dieser Lehre nach dem Wunsche der Eltern richten und je nachdem von der Kugelgestalt und Umdrehung der Erde lehren. Dagegen empört sich der deutsche Sinn für Redlichkeit und gewissenhafte Ueberzeugung. Wie lachen wir über jenen Bauer, der sich eine Brille kaufte, weil er damit lesen zu können hoffte, oder über jenen polnischen Bauer, den ich in meiner Heimat an der russischen Grenze traf; der hatte ein dickes großes Buch von dem alten Griechen Archimedes mit Figuren und Berechnungen; ich wollte es ihm abkaufen; „nein, sagte er, ich brauche es, um mein krankes Vieh damit zu kurieren.“

Auch in der Hinsicht ist die deutsche Bildung allgemein, daß wir das Gute nehmen, wo wir es finden und das Verdienst anderer Völker willig anerkennen, ja eher in falscher Bescheidenheit überschätzen. Man drucke nur auf den an sich so guten Pfälzer Tabak den Namen Havana, gleich schmeckt's den Deutschen besser — oder auf den ehrlichen Grüneberger Landwein die Aufschrift: Champagner, so trinkt der Deutsche ihn, wenn auch mit sauerm Gesicht, so doch voll Ruhm des schönen Gewächses. Gewiß hätte der „alte Fritz“ bei sei-

ner undeutschen Vorliebe für alles Französische auch so gethan. Aber die Grüneberger waren zu ehrlich. Sie kredenzten ihm bei seiner Durchreise einen Pokal mit natürlichem Stolz auf ihr einheimisches Produkt. Der König aber reichte den Pokal ruhig dem Bürgermeister zurück, nachdem er eine Weile nachdenklich den Inhalt angesehen, und sagte: „Schöner Wein! Wohl dem, der ihn nicht zu trinken braucht!" Und ähnlich sagte der Prinz Eugen, den die Reutlinger ums Jahr 1710 mit ihrem Gewächs erfreuen wollten und der auch wirklich einen großen Becher voll auf einen Zug geleert hatte, als man ihm voll Freude über solchen Eifer den zweiten anbot: „Nein, meine Herren, lieber will ich Belgrad noch einmal stürmen!" Die Erfindungen, Kenntnisse andrer Völker, ihre Dichter und Schriftsteller haben wir Deutsche uns angeeignet, wie kein anderes Volk. Wir sind gerecht gegen die anderen Nationen und haben darum unter dem Nationalstolz der anderen zu leiden. Sogar die Irländer haben die Ueberzeugung, daß nur aus Irland etwas Gutes kommen kann. Wenn sie darum von einem tüchtigen Mann wie Kaiser Wilhelm, Bismarck oder Moltke hören, so bringen sie gleich einen irländischen Stammbaum für ihn herbei, und weisen nach, daß seine Vorfahren schon vor Jahrhunderten in einem irländischen Sumpf oder Torfbruch geboren, Kartoffeln gebaut und Branntwein getrunken haben; denn das ist das Kennzeichen eines rechten irländischen Patrioten.

In dieser Hinsicht gab ein deutscher Prinz im vorigen Jahrhundert den stolzen Venetianern eine bittere Pille zu schlucken. Er ließ ein Schauspiel aufführen. Der Schatten des alten Römers Cicero kam herauf, sich die Welt anzusehen. Er fand einen Mann in der Straße, der auf den Abgang der Post wartete. Um sich die Zeit zu vertreiben, stand er an einer Laterne und las. „Was liesest du da?" fragte Cicero. — „Ich lese ein Buch." Cicero sieht es an. „Gedruckt, was ist denn das? Wer hat das denn erfunden?" „Die Deutschen," sagte der Reisende. Bald darauf zog er eine Uhr aus der Tasche, zu sehen, ob die Zeit der Abfahrt nicht bald käme. „Was hast du da? Was ist das?" Der Mann erklärte ihm das. „Das ist ja wunderbar — wer hat denn das erfunden?" „Die Deutschen!" Ciceros Gesicht wird immer länger — das der zuhörenden

Venetianer auch. — Während sie sprechen, kommen etliche Banditen herbei, ein in Italien reichlich vorhandener Artikel, — um diesen Vorzug beneiden wir die Italiener nicht — der Reisende zieht ein Pistol aus der Tasche, — schießt los, die Räuber fliehen, aber auch Cicero zittert und bebt vor Schrecken. „Was hast du da?“ fragt er endlich. Der Reisende erkärt ihm die Bedeutung des Pulvers. „Wer hat das erfunden?“ „Die Deutschen!“ „Was, die Deutschen, diese Barbaren und Wilden, die Marius schlug — nun, da ist's Zeit für mich, zu verschwinden.“ Der Aerger der Venetianer war groß; denn von den verachteten Deutschen belehrt zu werden, ist den andern Völkern ein Greuel.

Will man sich ein rechtes Beispiel deutscher Gründlichkeit und zugleich allgemein umfassenden Wissens vorstellen, so denke man nur an Alexander von Humboldt. Wo hat ein anderes Volk einen ähnlichen Mann aufzuweisen, der auf dem Gebiet nicht nur einer, sondern aller Naturwissenschaften so tüchtig war, zugleich aber alle alte und neue Gelehrsamkeit auf den verschiedensten Gebieten umfaßte, der seine Werke in 3 Sprachen, der deutschen, lateinischen, französischen, schrieb, doch aber sein Hauptwerk, den Kosmos, in der lieben deutschen Sprache, dazu eine genaue Kenntnis der englischen, italienischen, spanischen, norwegischen, schwedischen Sprache hatte; in den griechischen und lateinischen Klassikern lebte, die Auslegung des Alten und Neuen Testaments, die Kirchenväter und Kirchengeschichte, die Kenntnis der alten und neuen Litteratur, nicht nur der europäischen, sondern auch der asiatischen Völker inne hatte, — das müssen auch seine Gegner anerkennen! — Allgemein ist die deutsche Bildung auch in Hinsicht der Leistungen. Wo ist ein Gebiet, auf dem sich die Deutschen nicht ausgezeichnet haben! In der Theologie, Philosophie und Sprachforschung sind sie die anerkannten Meister, in den andern Wissenschaften, in allen Künsten, in Handel und Gewerbe, Krieg und Frieden, zu Wasser und zu Lande, in Schule und Kirche nehmen sie eine hervorragende Stelle ein. Deutsches Wissen ist mühsam erworben, wie Aristoteles sagt: „Die Wurzeln der Wissenschaft sind bitter, aber die Frucht ist süß.“ Sogar die Lehrlinge müssen dem Meister alles absehen, die Kenntnisse dem

Meister gleichsam abstehlen. Da müssen freilich die Kunden oft genug darunter leiden. — Glücklicher Weise gibt es ja unter den Deutschen Geduldige und Zufriedene genug; der Deutsche läßt sich eben viel gefallen. So hatte der Lehrling eines Zahnarztes, der einem Bauern einen schlechten Zahn ausziehen sollte und denselben nicht treffen konnte, drei gesunde Zähne herausgerissen. Der Bauer schrie und schalt, aber der Lehrling sagte: „Sei stille, daß dich mein Herr nicht hört, sonst mußt du für drei Zähne bezahlen" — und vor dem Bezahlen hat jeder Deutsche großen Respekt.

Wie sind die Deutschen aber auch zu Opfern und Mühen bereit, um sich Kenntnisse zu erwerben, ertragen Hunger und Armut, um zu lernen, — ich kenne keine armseligere Stellung als die der Lehrlinge bei den Handwerkern in der alten Heimat — wie gering sind die Gehälter der Lehrer, wie viel ist aber gerade von den Armen und Geringen geleistet worden! Der arme Mönch Berthold Schwarz erfand das Schießpulver, Guttenberg die Buchdruckerkunst, von dem armen Bergmannssohne Martin Luther ging die größte Bewegung auf dem Gebiet des Geistes, die Reformation, aus; Schiller ist darum dem deutschen Volksbewußtsein viel teurer als Göthe, weil er sich aus Not und Armut emporgerungen; Deutschland stellt die meisten Missionare, welche in Armut und Elend, im Froste Grönlands, in der Hitze Afrikas mit geringem Lohne arbeiten; England verschreibt sich deutsche Sendboten — und was die Mühsale der Entdeckungen in fremden Erdteilen, in den Wildnissen Afrikas, in Arabien unter fanatischen Mohammedanern, am Nordpol im Eise betrifft, Deutschland stellt die meisten Reisenden, die aber nicht aus sonderbarem Stolz wie die Engländer reisen, die Alpen besteigen und Gefahren trotzen, sondern um zu forschen und den Schatz der Kenntnisse zu vermehren.

Freilich hat sich das Wissen und die Bildung bei den Deutschen langsam entwickelt, nicht mit Siebenmeilenstiefeln; was langsam reift, hält länger vor und darum sehen wir unser deutsches Volk schon zum zweiten Male in der Weltgeschichte mächtig hervortreten, bereits zweimal mit einer Blüte der Dichtkunst geschmückt und stark genug, auch eine dritte Blüte zu treiben. Zu den Zeiten des

Kaisers Karl des Großen, der in Hinsicht seines Eifers, zu lernen, ein rechtes Vorbild der Deutschen gewesen ist, galt der, welcher lesen konnte, für einen gelehrten Mann, war fähig, Priester zu werden, und wer noch dazu schreiben konnte, für einen Ausbund von Wissen; ja noch im 16. Jahrhundert forderte der Professor der Mathematik zu Wittenberg die Studenten auf, in seine Vorlesung über Bruchrechnung zu kommen; es sei das zwar sehr schwer, Brüche zu dividieren, aber er wolle es ihnen erleichtern. Heute wissen das freilich die Kinder. Aber die Arbeit der Vorfahren kommt den Nachkommen zu Gute und wer recht gebildet ist, sieht das wohl ein. Zur Bildung gehört aber mehr als das bloße Wissen; sonst kann es dahin kommen, wie mit jenem kenntnisreichen Manne, den man im Rinnstein betrunken liegend fand. „Aber schämen Sie sich nicht? Ihr Bruder ist ja Mäßigkeitsapostel.“ „Ja,“ sagte er, „mein Bruder predigt die Mäßigkeit, und ich gebe die abschreckenden Beispiele.“ Deutsche Bildung ist zwar gemütlich und herzlich, aber wer wollte Bildung im Rinnstein suchen? Mancher verliert sie wohl darin, — aber wer könnte sie da finden! Zu rechter deutscher Bildung gehört sittliche Würde, Ehrenhaftigkeit und Treue. Ehrgefühl kennzeichnet den Deutschen; Lug und Trug ist ihm zuwider, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit liebt er; „sprecht deutsch! die welsche Zunge ist untreu,“ sagte der Bürgermeister von Basel zu seinen Landsleuten an der französischen Grenze. Wie benahm sich das gebrochene Deutschland unter Napoleons eisernem Zepter — und wie das lügnerische Frankreich unter dem milden Regiment der Deutschen! In Deutschland that man Buße, in Frankreich lügt man alles Unglück fort. — Zucht und Ordnung, das sind Lieblingsworte der Deutschen, während die Pariser mit den Worten „Freiheit und Gleichheit“ um sich werfen und unter der Freiheit die Erlaubnis zu stehlen und zu rauben verstehen. Dem Deutschen ist eine Freiheit ohne Ordnung keine Freiheit und er erkennt den Unterschied zwischen Volksherrschaft und Pöbelregiment gar sehr; und wenn jemand das nicht kennt, so braucht er nur nach Paris zu sehen, das sich Lehrerin der Völker zu sein rühmt. Da ist ein gesundes Volksleben, wo das Heiligtum des Gewis-

sens behütet wird, und so kommen wir zu dem Grundwesen deutscher Bildung: Frömmigkeit und Glauben.

Alles Wissen ohne Gewissen hat keinen rechten Grund — ein Mensch, der sich in groben Worten, schlechten Reden, unsittlichem Wesen ergeht, ist nicht recht gebildet, aber ebenso wenig der, welcher fern ist von seinem Gott — denn bilden heißt doch ein Bild darstellen, rechte Gestalt, rechte Form geben. Der Mensch aber ist Gottes Bild. Christus nach Seiner Menschheit das Urbild und Vorbild für alle; je göttlicher, desto menschlicher, je gottähnlicher, desto gebildeter. So taucht die deutsche Bildung immer in die rechte Quelle alles Lebens sich ein, um von Gott sich durchdringen zu lassen und den Grund und Zusammenhang der Dinge in dem rechten Zentrum, in Gott, zu finden. Denn die Wahrheit ist nur eine, aber gar wunderbar mannigfaltig. Alles hängt zusammen und der ganze Zusammenhang ruht in Gott, der die Wahrheit ist. — So ist deutsche Bildung nichts Vereinzeltes, Zerrissenes, sondern ein lebendiger Organismus, der seinen Quellpunkt hat im Glauben an Gott durch Christum, in Vergebung der Sünden, und Frieden eines guten d. i. gereinigten Gewissens mit Gott. Das sprechen die tiefsten Denker deutscher Nation, das seine Dichter, seine Helden aus, und diejenigen, welche verneinen, umstürzen, verwirren, zeigen dadurch, wie sehr sie vom deutschen Wesen sich entfernen.

Wir wenden uns nun zu den Stätten deutscher Bildung — die sind im Grunde überall, wo Deutsche wohnen, denn alles trägt zur Bildung bei, alle Orte, alle Verhältnisse, überall können wir etwas lernen. Im Mittelalter, zur Zeit der ersten Herrlichkeit des deutschen Reiches, welche Blüte der Bildung durch die Kreuzzüge, durch den mächtigen Bund der Hansa, durch die kräftigen Städte und ihre tüchtige Bürgerschaft, durch Handel und Gewerbe, durch Dichter und Künstler, und besonders das innige christliche Wesen, und wie damals, so noch jetzt: die Kaufleute in den verschiedenen Städten der Erde, die Handwerker und Arbeiter, die Ansiedler in den Urwäldern, sie alle sind Pioniere und Verbreiter deutscher Bildung, vor allem die deutschen Kirchen! Jede Werkstätte, besonders jede Kinderstube eine Stätte der Bildung — wir müssen besonders die Werkstätten der soge-

nannten schwarzen Kunst — der Presse — hervorheben, welche Macht, welchen Einfluß hat sie in unserer Zeit! Sogar die Wirtshäuser sind als solche dargestellt worden — freilich lernt man da leider nur zuviel, mehr als manchem lieb ist. Muß doch schon der alte Tacitus sagen: „Die Deutschen können nicht Hitze und Durst vertragen." Hier meinen wir unter den Bildungsstätten die, worin kunstgerecht an der Bildung gearbeitet wird, die Schulen.

Es ist so natürlich, daß man in der Fremde auf die Einrichtungen des Mutterlandes schaut und sie womöglich hier zu haben wünscht. Haben doch die Yankees sich nach den englischen Institutionen gerichtet, wie sollten wir nicht auf deutsches Muster Rücksicht nehmen, da doch von Engländern, Franzosen, Amerikanern, welche die Schulen verschiedener Länder besucht haben, das deutsche Schulwesen für das beste erklärt worden ist. Wir können hier bei Darstellung desselben aus eigener Erfahrung sprechen — und wie so mancher unter Ihnen wird nun an die Zeit denken, da er die deutsche Schule in der alten Heimat besucht hat — denn seine Schulzeit vergißt man nicht so leicht. Die deutschen Schulen lehren in bestimmter Ordnung; einer jeden Schule, einer jeden Klasse ist ein bestimmtes Ziel vorgeschrieben und das läßt sich auch nur durch Schulzwang erreichen — alle Schulen bilden einen großen Organismus durch das ganze Land. Hier heißt es oft: „ein jeder that, was ihn gut deuchte". Dort ist eine feste, regelmäßige Kontrolle. Die Lehrer werden tüchtig ausgebildet, theoretisch und praktisch, ebenso die Inspektoren — es sind eben lauter Fachmänner. Nicht die politische Verbindung, sondern die Tüchtigkeit entscheidet. Die Zeiten sind vorüber, wo ausgediente Soldaten oder Handwerker so nebenbei Schule hielten (im Anfang dieses Jahrhunderts). Zu meinem Vater sagte der alte Lehrer (ein Schneider), als er die 4 Spezies durchgenommen: „nun mußt du in eine andere Schule, ich weiß selbst nicht mehr, kann dich die Brüche nicht lehren." Das Schulwesen im alten Vaterland ist ein großes zusammenhängendes Ganze, mit bestimmten Stufen, bestimmten Pensen, Examinibus. — Hier fragen wir oft die höheren Anstalten: „Warum nehmt ihr so unfähige Schüler auf?" „Ja," lautet die Antwort, „wenn wir sie nicht aufnehmen, so thun

es die andern.“ Also das Geld bestimmt darüber; man will lieber die Ehre der Schule, als das Geld verlieren. Ist es da ein Wunder, daß ein englischer Prediger im Westen, der bei einer Doktorpromotion von Medizinern die Rede hielt, offen erklärte: „Wehe, wehe! wieder werden 21 Würger auf das Leben ihrer Mitmenschen losgelassen!“

In den deutschen Schulen muß jeder Schüler an allen Unterrichtsgegenständen teilnehmen und dies in allen niederen und höheren Schulen; man hat tüchtig zu Hause zu arbeiten und besonders viele schriftliche Leistungen. Hier sucht man sich seine Lieblingsfächer aus, läßt die anderen bei Seite; mancher ist weit in den Sprachen und kann kaum das Einmaleins. Ich war in einer Academy in einer der größeren Städte New Yorks, in Utica — die Mädchen und Knaben übersetzten den Cicero ausgezeichnet; ich war ganz erstaunt. Da zum guten Glücke fiel es dem Lehrer ein, etliche Fragen aus der Grammatik zu stellen, und siehe, die jungen Leute waren so unsicher, wußten nicht einmal so viel als die Anfänger in Deutschland — es fehlte eben das Fundament. Zu uns in Watertown, Wisc., kam ein junger Mann in das eben gegründete College; er war 20 Jahre alt und verstand mancherlei, aber er konnte nicht schreiben! Wir fragten ihn, woher das käme. Er sagte ganz unverfroren: I did not like it!

Die deutschen Schulen erziehen, sie brechen den Willen; der Einfluß der Lehrer erstreckt sich weiter als die Grenzen des Schulraumes; die Autorität der Lehrer ist gesichert. Man denke nur an die Ehrfurcht vor dem Lehrer, wenn man ihm auf der Straße begegnet — nämlich in Deutschland, nicht hier! Man braucht in Deutschland keine Pistolen wie hier so oft in den Schulen; man behandelt die Kinder nicht als Herren und Damen, sondern wie natürlich als Kinder; man ist aber auch nicht so streng wie in England, wo man sogar erwachsene Menschen mit der Rute straft. Die bedeutendste englische Schule ist die in Eton. Der Rektor allein hat das Strafrecht; in der großen Halle sitzt er auf seinem Thron, an beiden Seiten des Saals sind die Pulte der Aufseher; diese prüfen die Schüler und sehen, ob sie zu Hause mit ihren Lehrern (tutors) das Aufgegebene durchgenommen haben — alles geht in derselben mecha-

nischen geistlosen Weise weiter, wie es vor Jahren war. Denn nichts fürchtet der Engländer so, als Reformen. Damit gäbe er ja zu erkennen, daß in seinen von ihm für vollkommen gehaltenen Einrichtungen etwas doch nicht so gut gewesen. Der Rektor unterrichtet nicht — er sitzt da als der Richter, nicht als Lehrer — er teilt Lob und Tadel aus — Widerspenstige werden ausgestoßen und dies wird für eine so große Schmach gehalten, daß es jemand dazu schon nicht kommen läßt. Der Lord Holland nahm seinen erwachsenen Sohn Fox mit nach Paris; als dieser zurückkam, behielt er seine feine bunte Kavalierskleidung an — das war ein unerhörtes Vergehen, die ganze Schule sah aufgeregt dem Ausbruch des Zorns des Rektors entgegen. Der Rektor fordert Fox vor, verurteilt ihn, öffentlich mit Ruten gestrichen zu werden; Fox ist außer sich, schreibt an seinen Vater, beschwört ihn, ihn vor solcher schmählichen Strafe zu bewahren! Der Lord Holland, der Liebling des Königs, der mächtige Minister, konnte seinen Lieblingssohn nicht schützen; Fox erlitt die doppelte Züchtigung, das brach seinen Uebermut und diente zu seinem Besten, wie er selbst nachher bekannte. Der Rektor trägt stets den langen schwarzen Talar, unerschütterlicher Ernst drückt sich in seinem Wesen aus, noch mehr als bei Perikles, von dem die Athener sagten, man hätte ihn nie fröhlich oder traurig gesehen. Dadurch erhält er sich in ehrfurchtsvoller Scheu, besonders bei den jüngeren Knaben. Als einmal ein Rektor von Eton zum Lord King nach London im Leibrock kam, geriet dessen Sohn, der in Eton erzogen wurde, damals aber neben seinem Vater stand, in grenzenlose, sprachlose Verwunderung. Was ist dir, Junge? fragte der Lord. Ach Vater, sagte der Knabe, ich wußte nicht, daß Dr. Davis Beine hat!

Als die französische Schriftstellerin Genlis den großen Burke in London besuchte und im Gespräch über die englische Erziehung nach dem Prinzip derselben fragte, nahm sie Burke in seinen Wagen, fuhr mit ihr in den Hyde Park, wies auf ein Gebüsch hin und sagte: „hier wächst das Prinzip unserer Erziehung.“ Es waren junge Birken. Nun kennt man die Rute wohl auch in den deutschen Schulen und die deutschen Schullehrer wissen die Rute auch gut zu gebrauchen, mancher von uns wird das wohl aus eigener Erfahrung

bestätigen können — aber als Grundprinzip der Erziehung hat man doch nicht die Rute aufgestellt, so nötig sie auch zuweilen ist und so sehr wir sie hier vermissen, am allerwenigsten noch dazu für Große und Erwachsene. Das wäre ja wie in Rußland; wenn da ein erwachsener Schüler widerspenstig oder faul gewesen ist, läßt der Lehrer einen Polizisten kommen und dem Attentäter 50 aufzählen! Die Zucht in den deutschen Schulen ist ernst, aber väterlich, will für das Leben bilden — zu dem, was die preußischen Soldaten so auszeichnet: Pünktlichkeit, Ordnung, Gehorsam, Schnelligkeit — ist der Grund in der Schule gelegt, Turnen und militärische Uebungen sind jetzt in jeder, selbst der niedersten Dorfschule Preußens zu finden. Weil aber alle Zucht nur dann segensreich ist, wenn Lehrer und Schüler unter eine höhere Autorität sich beugen, so ist das Fundament der deutschen Schulen und das Grundprinzip der Erziehung die Religion — wie oft hat man dagegen angekämpft — aber das deutsche Schulsystem hat sich als das beste erwiesen. — Bibel, Katechismus, Gesangbuch, das sind die drei Elemente der Bildung, wie sie durch nichts anderes ersetzt werden können; welchen Segen ein treuer Religionsunterricht bringt, hat man wieder in diesem Kriege gesehen. Der Staat achtet darauf, denn seine Wurzeln liegen in der Religion; der Mangel an Religionsunterricht ist der Krebsschaden hiesiger Schulen — dieses System begonnen 1805 von den Quäkern und gesetzlich eingeführt 1842, hat in Hinsicht des Lernens wohl, aber nicht in Hinsicht der Zucht sich segensreich erwiesen — es ist kein innerer höherer Zusammenhang hier zwischen Lehrern und Schülern, wie er draußen das ganze Leben hindurch bleibt — es ist hier nicht die rechte Freiheit, denn diese besteht zugleich mit Ordnung — die zwangsweise Entfernung des Religionsunterrichts ist ebenso gegen die Freiheit als das Aufzwängen desselben — man sollte es hier machen wie in Deutschland und den Kindern wenigstens die Gelegenheit darbieten, ihre Eltern aber darüber bestimmen lassen, in welche Religionsstunden die Kinder gehen sollen. Denn das Christentum ist die weltgeschichtliche Macht, der Hauptfaktor des modernen Völkerlebens; damit soll-

ten die Kinder vor allem anderen bekannt gemacht werden und die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments tüchtig treiben. Nun aber lernen die Kinder buddhistische, mohammedanische, ja materialistische und atheistische Lehren kennen, aber nicht das Evangelium! Das Public School System ist großartig, es verfügt über reiche Mittel, im Aeußerlichen ist es vielfach besser als draußen — in welchen Hundelöchern habe ich als Schulinspektor die Lehrer in Ostpreußen visitiert, in ungedielten Stuben, so staubig, so dunkel, daß ich kaum die Kinder sehen konnte. Aber durch das christliche Prinzip überragt das deutsche Elementarschulsystem das hiesige; mit den armen kleinen Mitteln wird in Deutschland mehr erreicht, weil durch Gottes Wort Ordnung, Zucht, Sitte gepflanzt wird. Nur ein so begabtes Volk wie das deutsche kann mit so armen Mitteln so Großes erreichen.

Der Gouverneur von Virginien William Berkley um 1680 dankte Gott, daß es in seinem Lande keine Druck-Presse und keine Freischulen gäbe, „Gott bewahre uns vor beiden!" setzte er mit Inbrunst hinzu. Wir Deutschen aber wissen, daß nur durch gute Schulen ein Volk gedeihen kann. Merkwürdig, die französische Revolution hob alle hohen Schulen auf, man wollte selbst das Straßburger Münster abbrechen; die Jakobiner meinten, es stamme aus den Zeiten der Feudalherrschaft und passe nicht mehr zur Freiheit und Gleichheit! — Wie ist durch die christlichen deutschen Volksschulen die deutsche Bildung vorgedrungen! Preußen hat das so recht gezeigt; die alten Preußen, Litthauer, Polen, Wenden sind mit deutscher Bildung erfüllt — freilich nach vielen Kämpfen, aber deutsche Bildung ist zähe, weicht nicht so bald, wie wir das auch hier, besonders in Pennsylvanien sehen. Vor 200 Jahren hielt in dem Städtchen Ortelsburg in Ostpreußen der Rektor eine Grabrede auf den verstorbenen Pfarrer; darin kam außer andern folgender Vers vor:

„Weh' dir, du Ortelsburg's Gemein,
Hast verloren Pfarrer dein,
Nun liegt er da auf Gottes Acker,
Pfui tott, du Racker!

Was ist die menschliche Leben —
Ist sie wie ein Rosenstock,
Springt zu, frißt ab das Ziegenbock!"

Und jetzt, wie ist dort alles deutsch! Wie kämpfen die Deutschen in Rußland gegen die rohe Gewalt, wie hat sich selbst im franzosenfreundlichen Elsaß = Lothringen das Deutsche erhalten! Wie suchte darum Napoleon III. es aus den Schulen zu verdrängen! Wie ist deutsche Kirche, deutsche Schule ein Hort des Deutschtums! Darum sind die Yankees keine Freunde der deutschen Schulen. Und hier ist man dem Englischen gegenüber so furchtsam, räumt immer und immer wieder dem Englischen den Vorzug ein. Ist's da ein Wunder, daß die eingebildeten Yankees zuletzt auf den Gedanken kommen, die Deutschen seien ihre Diener und Knechte, die von ihrer Gnade leben! Die falsche deutsche Bescheidenheit macht die Englischen natürlich stolz. Wir empfehlen freilich keine Feindschaft, keine Abgeschlossenheit, sondern liebendes Eingehen der einen in die Ideen der andern — schon haben die Amerikaner angefangen, deutsch zu lernen — freilich verstehen sie mit der Sprache noch nicht das deutsche Wesen, aber wenigstens haben sie nun eine Brücke zum Verständnis. Wir erkennen in der einseitigen Hervorhebung der Nationalität einen heidnischen Rückschritt; eine jede Nation hat auch ihre guten Seiten — aber wir verlangen Anerkennung und wir verlangen sie, weil wir sie verdienen. Jene amerikanisch-englische Frau, der ein deutscher Mann, wie auch andern, sehr gut behagt, erklärte stolz: sie freue sich, daß kein Tropfen deutschen Blutes in ihren Adern fließe — welche Unwissenheit! Deutsches Blut fließt in den Adern der zivilisierten Völker der Erde — der stolzeste Spanier, der eingebildetste Yankee, der Franzose, Engländer, Italiener — alle haben ihren Anteil daran — deutsche Stämme haben die gesunkene Kraft der Völker gehoben und das Gute, was jene Völker haben, verdanken sie zum großen Teil dem deutschen Element, das sie in sich aufgenommen haben. So wird auch hier das deutsche Element immer wirksamer und einflußreicher — aber nur durch Bildung, durch Kraft des Geistes wie auch in Europa. — Da kommen wir nun zu den Instituten, welche als die höchsten aller Schu-

len rechte Stätten des deutschen Geistes, Pflegerinnen deutscher Kultur sind — wir meinen die Universitäten.

Die deutschen Universitäten.

Merkwürdig ist die Entstehung der hohen Schulen überhaupt — sie entstanden nicht durch den Staat, sondern frei aus dem Bedürfnis zu lernen und zu lehren. Im Dunkel des 12. Jahrhunderts liegt ihr Ursprung — in Italien war es Bologna, „die Mutter der Gesetze"; da wurde besonders Kirchenrecht getrieben, denn das bürgerliche lag damals in der Wiege oder vielmehr in den Fäusten des Stärkeren, so nannte man es das Faustrecht — und dieses sehen wir auch hierzulande oft genug ausgeübt. Salerno war die Schule der Mediziner, Paris die der Theologen; da damals die Kirche alles beherrschte, so war Paris als Sitz der kirchlichen Lehre und Bologna als Sitz kirchlichen Rechtes besonders berühmt und besucht. Es sammelten sich Studenten um berühmte Lehrer, zu Tausenden kamen sie zusammen, meistens unabhängige reiche Männer, Domherren oder auch Adlige. Die großen Vorteile, welche dem Lande aus solchen Schulen erwuchsen, bewogen die Obrigkeit, dieselben anzuerkennen und ihnen große Privilegien zu gewähren.

In Bologna war besonders die deutsche Nation sehr angesehen; es waren nämlich alle Studenten und Lehrer in Nationen, gewöhnlich vier, abgeteilt; diese hatten ihre besonderen Gesetze, Privilegien, Kassen, wählten ihre eigenen Beamten, unterstützten ihre Kranken, verteidigten ihre Rechte, oft genug auch mit dem Degen — in Paris lag die Gewalt besonders in den Händen der Lehrer, in Bologna in denen der Studenten, die sogar ihre Lehrer alle Jahre oder alle halbe Jahre wählten — in Paris waren die Franzosen, in Bologna die Deutschen am meisten begünstigt. Diese wählten alle 5 Jahre den Rektor der Universität und dies Amt war in früherer Zeit kein geringes; er hatte fürstliches Ansehen, ward mit Turnieren und Aufzügen in sein Amt gesetzt, brauchte viel, um dem Glanz seiner Stellung zu genügen und ward meist aus den reichen, vornehmen Studenten gewählt; denn die Lehrer waren zu arm dazu, wie gewöhnlich. Die Deutschen in Bologna durften Degen tragen, hatten die Rechte italie-

nischer Senatoren, sogar ihr eigenes Gericht — das Wort eines deutschen Studenten galt in Klagesachen auch ohne Zeugen — wie ist das jetzt so anders, besonders in Preußen, wo das Wort eines Nachtwächters höher steht, als alle Zeugnisse der Studenten, ja wo diese Leute oft genug harmlose Jugendfreude stören! In Halle sang jener Student vor dem Fenster eines Mädchens so rührend: „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann!" Da erfaßte ihn die rauhe Hand eines Nachtwächters, der da sagte: „Ich will Sie's schon möglich machen!"—War's ein Wunder, daß die freiheitliebenden Deutschen besonders gern nach Bologna gingen, und nur die Armen, denen mit dem Brotkorb auch die Freiheit hoch, oft in unerreichbarer Höhe hängt, Paris besuchten!

Damals wurde nur Latein gesprochen, erst durch Luther merkten die Deutschen, daß man auch in deutscher Sprache gelehrt sein könnte, daher erst seit der Reformationszeit eine national-deutsche Bewegung, später auf Universitäten durch Christian Thomasius in Halle erneuert, der zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Seitdem ist die deutsche Sprache die der Wissenschaft geworden. Merkwürdig: auch hier wurde im Harvard College (bei Boston) lange Zeit nur lateinisch gesprochen. Zuletzt kam man in Deutschland auch zu der Erkenntnis, daß man im eigenen Lande ebenso wohl Hochschulen haben könnte. Gewöhnlich kommen die Deutschen mit allem erst später an die Reihe, aber dann um so kräftiger. — Vorüber ist der Ruhm Bolognas, vorüber das Ansehen der Pariser Sorbonne, aber die deutschen Universitäten sind die ersten der Welt — der Stolz des deutschen Volkes sind seine Hochschulen. So spricht von ihnen ein gelehrter Franzose, Charles Villers. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er für Erhaltung der deutschen Universitäten seine Stimme erhob. Dieser schrieb 1808 in Kassel auf den Befehl des Königs „Lustick" über die deutschen Universitäten: „Sie stehen über allem, was in Europa an Instituten der Art ist; die englischen Universitäten sind steif, reich und lächerlich; die italienischen mit ihren prächtigen Gebäuden sind verlassene, leere Paläste, die spanischen stehen noch weit unter ihnen." So urteilt Villers.

Die erste deutsche Universität ward vom Kaiser Karl IV. im

Jahre 1348 gestiftet — merkwürdig, in einem slavischen Lande, zu Prag in Böhmen. Es waren 4 Nationen da: die böhmische, polnische, bairische, sächsische. Aber zu der polnischen gehörten die deutschen Schlesier — so hatten die Deutschen die Oberhand. Da regte sich die nationale Eifersucht der Böhmen. Der bekannte Johann Hus und Hieronymus von Prag wollten das Uebergewicht und den Uebermut der Deutschen nicht dulden, sie trugen 1408 darauf an, daß, wie in Paris die Franzosen, die Böhmen und die Deutschen nur eine Nation bilden sollten; Kaiser Wenzel genehmigte das, da wanderten über 2000 (nach anderen Angaben 5000) deutsche Studenten samt ihren Lehrern aus — die Universität Leipzig ward gestiftet, Erfurt bekam auch eine Menge, aber Prag hat sich nie von diesem Schlage erholt.

Man verließ sodann in Deutschland die Einteilung in Nationen und teilte die Universitäten in Fakultäten ohne Rücksicht auf Heimat und Sprache — so ist es noch; da hat man die theologische, die juristische, die medizinische, die philosophische Fakultät — die erste die theologische — denn man gründete die deutschen Universitäten Gott zum Dienst und den Menschen zum Nutzen — eins kann ohne das andere nicht sein — Fürsten und Städte wie Erfurt, Basel stifteten neue Hochschulen, Päpste und Kaiser gaben Privilegien, besonders viele Kirchengüter zur Dotation der Anstalten; damals war alles viel wohlfeiler; der Professor der Medizin in Basel erhielt nur 36 Gulden Jahresgehalt, auch fügte man einen Poeten hinzu — mit 12 Gulden Jahresgehalt! „damit die Studenten desto lustiger seynd herzukommen.“ Zu den Privilegien gehörten manche sehr schätzbare: die Doktorpromotionen, und besonders früher hatten die Doktoren gar viele Rechte, so die Juristen, welche als Pfalzgrafen das Privilegium hatten, Notare zu ernennen, uneheliche Kinder ehelich zu sprechen, Dichter zu krönen; außerdem hatten sie Steuerfreiheit, eigne Gerichtsbarkeit, sogar das Recht über Leben und Tod, und wie in Deutschland früher sogar die Pfarrer, das Recht Bier und Wein zu schenken — es waren eigentümliche abgeschlossene Korporationen, zu denen nicht nur Studenten und Professoren,

sondern auch ihre Angehörigen und Diener gehörten. Unter den Privilegien der Studenten waren auch manche besondere; diejenigen, welche Geld genug hatten, um bei Professoren zu wohnen, durften im 17. Jahrhundert Hunde in die Kollegien und Kirchen mitbringen, durften einen Degen tragen in Gegenwart des Rektors, riefen beim Ausgießen der Nachtgeschirre nur einmal: Kopf weg! Die anderen Studenten mußten zweimal rufen. Jene gingen niemand aus dem Wege, machten nie eine Thüre zu; dafür zahlten sie aber auch doppelt. Die Privilegien gaben oft Anlaß zu Streitigkeiten, es kam oft zwischen Bürgern und Studenten zu Reibungen, zu Mord und Todschlag, darum wurden die meisten in neuerer Zeit aufgehoben; sie sind auch nicht nötig. So ist auch in der Kleidung der alte Zopf fortgefallen; früher drückte man den Unterschied der Stände in der Kleidung aus, auch in den Schuhen — je länger jemand seine Schuhe hatte, desto vornehmer war er, daher kommt die Redensart: „auf einem großen Fuße leben.“

In England herrscht noch der alte Zopf; da tragen die Studenten lange Talare, die Farbe und der Stoff der Kleidung ist verschieden, damit man ja den reichen adligen Studenten schon von weitem von dem armen bürgerlichen unterscheide. Ist nun auch in Deutschland manches Privilegium gefallen, so ist doch die Freiheit geblieben, ja die Freiheit in der rechten Richtung noch größer geworden. Denn Freiheit und Ordnung gehören zusammen. Früher war ein bestimmter Kreis von Lektionen, die man durchmachen mußte, jetzt ist Freiheit darin, denn es sind ja gereifte Leute, die selbst wissen können, was ihnen nötig ist. Es ist eine größere Leichtigkeit, nicht wie früher das mühsame Abschreiben der Bücher, das langweilige Diktieren und Nachschreiben, welches noch zu Luthers Zeit gang und gäbe war; obgleich das Lumpenpapier und die Buchdruckerkunst schon erfunden und dadurch vieles erleichtert war, so mußte man doch noch 7 Jahre auf der Universität bleiben, bis man den Kursus durchgemacht — viele blieben 10 Jahre. Nun herrscht auch eine große Freiheit der Methode, freie Vorträge, freie Einwirkung auf die Studierenden — Akademische Freiheit — welch ein Zauberwort! Da trägt sich manche Not leichter — denn gar mancher

Student hat's schwer sich durchzuschlagen, wie auch Luther um Brot als Schüler gesungen — aber der Jugendmut hebt darüber hinweg, ja treibt zu fröhlichen Ergüssen der Laune. — Es werden den ärmeren Freitische gegeben, Stipendien, freie Wohnung, in früherer Zeit von frommen Leuten gestiftet — wie haben wir über das eine Stipendium gescherzt, das in Königsberg seit alter Zeit bestand, 5 preußische Gulden, etwa ½ Dollar, „damit der Bursch sich bene thue“ — oder über den halben Freitisch in Halle, wo mancher in der einen Woche dreimal, in der andern viermal sich zu Mittag satt, oft auch hungrig essen konnte. — Jener Student, dem der Professor ein Stück vorgelegt, wo fast nur Knochen waren, hielt dasselbe auf der Gabel und betrachtete es aufmerksam. „Warum essen Sie nicht? Was thun Sie da?“ „Ich studiere Knochenlehre.“ Im Hebräischen hat man einen Punkt Daggesch forte genannt, der den Buchstaben verdoppelt, wie im Deutschen ein Strichlein über m und n. Kam ein Student zum hebräischen Professor Gesenius, der für eine Vorlesung 2 Friedrichsd'or zu fordern hatte. Er gab ihm einen. Gesenius ward unwillig. „Herr Professor, er gilt doppelt — sehen Sie da das Daggesch forte!“ Ein anderer handelte mit ihm, wollte nicht so viel bezahlen. Endlich fragte Gesenius: „Herr, halten Sie mich denn für einen Juden? „Nein,“ sagte er, aber für einen großen Hebräer.“

Die Freiheit! Nachdem man in der Elementarschule 3—4 Jahre zugebracht, 9 Jahre auf dem Gymnasium langsam gereift und eine Masse von wohlbegründeten Kenntnissen sich angeeignet, kommt man nach bestandenem schwerem Examen auf die Universität, aus der Zucht in die Freiheit, aus dem engen Kreise in den weiten — um es nachher nie wieder so zu haben; — denn später kommt das bürgerliche Leben mit den Berufsarbeiten. — Man fühlt die Freiheit mehr, weil sie auf dem Gymnasium nur spärlich zugemessen wird. So fragten wir oft: Welches ist Lehrern und Schülern die angenehmste Zeit? Antwort: Die Ferien! Also, wenn keine Schule ist. Welche den Arbeitern? Feierabend — aber wohlverstanden, — ein Feierabend durch Arbeit und nach der Arbeit. Andersen beginnt eins seiner Bücher mit dem Ausruf: „O welche Lust Student zu sein!“ Fragt man einen studierten Mann, welches die

schönste Zeit seines Lebens gewesen, so lautet die Antwort: die Studentenzeit. Lust am Lernen, Sorglosigkeit, Hoffnung, die Welt steht weit offen, idealer Schwung, Begeisterung, Zusammenleben mit Professoren, oft weltberühmten, Anregung durch die bedeutendsten Männer, Anregung durch gleichgesinnte Genossen, Freundschaft, Geselligkeit, Liedersang, auch mancher Becherklang — und doch alles in Ordnung — denn am Ende der 3 oder 4 Jahre des Studiums steht das Examen. Manchem Studenten geht es freilich so, wenn er examiniert werden soll, wie jenem armen Bürger, in dessen Haus Diebe bei Nacht einbrachen; ruhig sagte er ihnen: „Ich weiß nicht, was ihr des Nachts in meinem Hause sucht; ich kann am hellen Tage nichts darin finden.“ — Wir hatten in Halle einen Studenten, der sich nur durch seinen mächtigen Bauch auszeichnete. Er ward Hauslehrer bei einem Brauer; er erhielt kein bares Gehalt, durfte aber Bier trinken, soviel er wollte. Nach einiger Zeit entließ ihn der Brauer — der Hauslehrer trank ihm zu viel! Solche Fälle sind aber nur Ausnahmen. Weder England, noch Frankreich, noch Amerika hat etwas dem deutschen Universitätsleben Aehnliches — da kommen sie denn aus Amerika und Asien, ja aus Afrika hin nach Deutschland, um dort zu studieren. 41 Universitäten waren im ganzen gestiftet, aber 28 bestehen noch, manche derselben mit etwa 200 Lehrern, alle zusammen mit etwa 20,000 Studenten. Auch Zahlen sprechen: Auf diese Universitäten bereiten über 400 Gymnasien vor und außerdem gibt's noch über 300 Realschulen, dazu eine Menge von höheren Töchterschulen und in jedem Städtchen eine gehobene Bürgerschule. — Ueber 400 Gymnasien! Welche erstaunliche Zahl! Ist's da ein Wunder, daß das Wissen so tief in das Volk eindringt — denn die Schüler jener Anstalten zählen nach Hunderttausenden.

Die Bedeutung der Universitäten für den gesamten Organismus der Wissenschaft und Bildung ist zuerst hervorzuheben. Sie zeigen, daß alles Wissen zusammenhängt, eins dem andern dient; wie erweitert sich der Blick der Studenten, wenn sie mit Lehrern und Genossen der anderen Fakultäten verkehren, da heißt es nicht, wie Schiller sagt:

„Er treibet sich — träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul nur im Ring herum.“

Was wird auf den Universitäteu nicht alles gelehrt und gelernt! Man denke besonders an die größten Universitäten: Berlin, Leipzig, München, Wien — alle Fächer menschlichen Wissens sind da vertreten, nicht nur alle Teile der Theologie, der Rechtswissenschaft, Medizin, sondern auch Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften und Sprachen, alte und neue — selbst die Sprachen von Indien und Amerika, die geheimnisvollen Hieroglyphen der Aegypter, die seltsame Keilschrift von Ninive. Die Universitäten sind die Herzkammern der Bildung für das ganze Volk; durch sie wird das Wissen hindurchgeleitet bis zu den untersten Schulen, wiederum wird ihnen von dort aus neues Material zugeführt; denn auch der größte Gelehrte muß mit dem A B C anfangen. Die Universitäten bilden die Lehrer aus, die Diener des Staates, denn in Deutschland ist ein Beamtenstand, tüchtig ausgebildet und ehrenhaft, wenngleich oft genug auch eingebildet. Die Vorbereitungsschulen richten sich nach den Forderungen der Universitäten, die Bürgerschulen nach den Realschulen und Gymnasien, die Elementarschulen nach den Bürgerschulen; so ist in diesem Organismus des Schulwesens ein Wetteifer des Lernens. — Was hat der größte deutsche Dichter Göthe den Universitäten Leipzig und Straßburg zu verdanken und wie scharte sich um Schiller in Jena eine begeisterte Schar von Zuhörern! Die Universitäten sind Lichtorte, von wo die Strahlen der Bildung in alle Schichten der Bevölkerung dringen; wer sie beschädigt, der legt die Art an die gedeihliche Entwicklung des Volkes. Jährlich treten Tausende von solchen, die ausstudiert haben, in das praktische Leben ein und helfen an ihrem Teile mit, das Volk zu fördern. So ist eine frische Strömung lebendigen geistigen Ringens da, die die Universitäten vor allem fördern, denn nicht das bloße Lernen macht es aus, sondern geistige Kraft und Frische. Zu aller Zeit spiegelt sich in den Universitäten das geistige Leben der Nation; zur Zeit des Verfalls siechen auch sie dahin; ein neuer Aufschwung des Volkes bringt auch sie zu neuer Blüte. Nur seiner geistigen Ueberlegenheit verdankt Europa seine Weltstellung, Preußen dem Wissen bis vor kurzem seine Stellung als Großmacht — und diese geistige Kraft, wie hat sie sich neulich auf

dem Felde des Krieges in Führern und Soldaten, besonders in Moltke so glänzend bewiesen. — Denn das Wissen soll Leben werden, sonst bleibt es ein unfruchtbarer Schatz. Wohl ist der deutsche Gelehrte still und harmlos, lebt so in der Wissenschaft, daß er oft die Außenwelt, Essen und Trinken darüber vergißt. Man hat von den gelehrten Stubenhockern und Bücherwürmern gesprochen nnd manchem vorgeworfen, daß er in Afrika, Rom und Griechenland besser Bescheid wüßte, als in seiner eigenen Stadt.

So kannte der berühmte Kirchenhistoriker Neander nur einen Weg von seiner Wohnung zur Universität und wenn er einmal wo andershin geführt wurde, konnte er sein Haus nicht wiederfinden und fragte die Droschkenkutscher, ob sie Professor Neanders Wohnung wüßten, und ließ sich dann zu „Professor Neander" hinfahren; ja er vertiefte sich so in das Studium der Kirchenväter, daß er darüber einmal auf dem Ofen sitzen blieb, die Leiter umstieß und endlich mit Not von seiner Schwester gefunden wurde, auch einmal, da er mit dem einen Fuß im Rinnstein ging, einen Freund fragte, ob er nicht hinkte. Manche sind ängstlich, wenn wie in Göttingen ein Student wie Bismarck in Kanonenstiefeln mit der Pfeife und einem gewaltigen Hunde in ihr Zimmer rückt, wie auch in Königsberg der Professor Taute immer hinter ein Piano retirierte, wenn ein Student eintrat. Gewiß gilt in dieser Hinsicht das Wort Göthes:

„Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt —
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

So ward auch ein Gedicht auf die Bücherwürmer in Leipzig gemacht:

„Da droben wohnt ein Versedrechsler,
Ein Reimeschmied, ein Bücherwurm;
Hoch sitzt er, der Gedankenwechsler,
Wie Klaus auf dem Kathrinenturm,
Und zählt die Füße, feilscht um Silben
Und putzt die alte Ware rein,
Und frißt wie zähe Käsemilben
Sich in papiernen Quark hinein."

Doch ist in dieser Hinsicht der Professor Budde in Jena unübertroffen. Ganz erschrocken stürzt der Diener in sein Zimmer: „Herr Professor, das Haus brennt!“ „Geh“', sagte der Professor ruhig zu ihm, „gehe, sage es meiner Frau, was habe ich mit Wirtschaftssachen zu thun!“ — Doch auch diese Leute, natürlich nur Ausnahmen, verstanden ihr Fach, waren fleißig in ihrem Amt, anders als in Oxford und Cambridge in England; da sieht man das Lehramt als eine Sinekure an; man legt in echt englischer Weise die Verpflichtungen buchstäblich aus; so sollen die Professoren über die einzelnen Fächer 1, 2 oder 3 Stunden Vorträge halten — es versteht sich für einen Deutschen von selbst, daß dies täglich sein soll. Jene aber stellen sich an einem Tage hin, halten den Vortrag einmal und sind dann die übrige Zeit des Jahres frei, überlassen das saure Lehrgeschäft besonders angestellten Unterlehrern. Es ist denn doch in Deutschland nicht vorgekommen, was in England geschah: Da machte man einen unwissenden Menschen, der von der Astronomie so viel verstand, als ein Esel vom Lauteschlagen, der die Sterne nie nüchtern gesehen, zum Professor der Astronomie. In England werden ja viele Stellen (groß war neulich die Empörung darüber, daß man dies abschaffen wollte) nach Gunst vergeben oder wie in der Armee sogar käuflich erworben. Wirklich, Rabener hat nicht unrecht, wenn er ähnlich in seinen Satiren empfiehlt, man solle ebenso gut einen Lahmen zum Tanzmeister machen nach dem Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“ Die deutschen Gelehrten haben gezeigt, daß sie auch Männer der That sind. In die größte Bewegung ward von den Gelehrten mächtig eingegriffen, nämlich in die Reformation. Welche Bedeutung hatten die Universitäten für die Reformation! Dies war eine Bewegung, von der alle christlichen Völker mehr oder weniger ergriffen wurden; ihr Pulsschlag aber war in Wittenberg, in dem Gemüte eines deutschen Professors und Predigers, Martin Luther, der „deutschen Bestie mit den tiefliegenden Augen und den wunderlichen Spekulationen im Kopfe.“ Nicht nur Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Norwegen, sondern auch Rußland, Polen, Spanien, Italien wurden in die Bewegung hineingezogen, selbst in Asien spürte man sie; Freiheit des Ge-

wissens in und durch Gott in Christo, Freiheit von Menschenknechtschaft und dem endlosen Jammer der verdorbenen Kirche — das war ein Kampf, wie er geistiger und lebendiger seit den ersten Zeiten des Christentums nicht gewesen war. Die Kämpfe der Universitäten wurden Kämpfe der Völker; denn nicht die bloße Wissenschaft, sondern nur die allgemeinen Güter, die religiösen und die nationalen, bewegen das Volk im tiefsten Grunde. Und die beiden: das religiöse und das nationale deutsche Volksbewußtsein, erhoben sich zugleich in der Reformation gegen die welschen kirchlichen und weltlichen Unterdrückungen und Anmaßungen. Auf so manchen Universitäten fand sie begeisterte Vorkämpfer, griff in die sozialen Verhältnisse aufs tiefste ein, ward durch den Bauernaufstand aufs höchste gefährdet, brach aber durch Gottes Gnade in Luthers Wirken siegreich durch.

Erfurt und Wittenberg, welcher Deutsche kennt nicht diese beiden Namen? Beide Universitäten sind nicht mehr vorhanden, aber sie werden unvergessen bleiben, solange es ein deutsches Volk geben wird. Erfurt, wo Luther 7 Jahre studiert und dann in der Mönchszelle gerungen, Erfurt, welches lange Zeit die bedeutendste deutsche Universität gewesen war und durch seine angesehenen Gelehrten und Dichter, durch die wandernden Poeten einen außerordentlichen Einfluß auf das Volk ausgeübt hatte, Wittenberg, wo Luther und seine Mitarbeiter in ihrer Manneskraft lehrten — und ihnen gegenüber die anderen Universitäten: wo blieb Oxford, wo der edle Wycliffe gelehrt und von wo seine Schüler nach Prag zu Huß gegangen waren! Die Wittenberger Nachtigall, wie Hans Sachs Luthern nennt, fing an zu schlagen und die Eulen begannen ihren Klageruf zu erheben. Da war Köln, das finstere, die Juden und zugleich die rechten Christen verfolgende — da war Löwen, wo das Blut der ersten lutherischen Märtyrer geflossen, — da das bittere, feindselige Leipzig, — da die gegen Wittenberg ankämpfende Universität zu Frankfurt a. O., — da Ingolstadt mit dem bekannten Dr. Eck (Dreck genannt), — da die berühmte Sorbonne zu Paris, — wie war der Kampf entbrannt, wie regte er die Gemüter auf, wie leuchtete das Licht des reinen Glaubens, wie wich die barbarische Finsternis vor dem

Glanze der rechten, lautern Wissenschaft — ein neuer Geist zog in die Universitäten ein, der alte scholastische Wust ward ausgefegt, die Universitäten begannen wieder deutsch zu werden, selbst die Gelehrten fingen an, in Luthers Fußstapfen zu treten und deutsch zu schreiben; die Buchdruckerkunst verbreitete die Schriften Luthers, seine Lieder wurden an allen Enden gesungen, seine Bücher mit Begierde gelesen — und zu seinen Füßen saßen über 2000 Schüler aus den verschiedensten Ländern Europas — lebendige Boten der neuen Richtung; die fahrenden Schüler breiteten sie unter dem Volke aus, zu Fuß wanderten sie, wie früher Justus Jonas zu Fuß von Erfurt nach den Niederlanden zu Erasmus, so jetzt nach Wittenberg zu Luther. Es war eine gährende, brausende Unruhe im Volke zu jener Zeit, wie wir sie heutzutage während des letzten Krieges ähnlich finden; da wurden die neuen Universitäten Marburg, Königsberg, Jena, Helmstedt, später Gießen, noch später am Ende des 17. Jahrhunderts Kiel und Halle, im 18. Jahrhundert Breslau, Göttingen, Erlangen, im 19. Berlin und Bonn gestiftet; denn durch nichts ist die Reformation so gefördert, verteidigt, zum Siege geführt worden, als durch die Universitäten. So hat sich an der reformatorischen Bewegung auch Basel beteiligt und besonders Straßburg, das wieder deutsch geworden — Straßburg, bei dessen Namen heute ein deutsches Herz höher schlägt. Rechte Gelehrsamkeit trennt sich nicht vom Volksleben, sondern greift in dasselbe hinein, wiederum getragen und begeistert von dem fröhlichen Eifer des Volks — so auf dem kirchlichen Gebiet in der Reformation, so auf dem nationalen.

Wir berühren hier das politische Gebiet, aber nicht den Tummelplatz der Parteien, sondern das allgemein Nationale. Nicht nur auf den großen Konzilien wie in Basel traten die Lehrer der Universitäten am wirksamsten gegen die Anmaßungen der Päpste auf; sie saßen auch im Rate der Fürsten, sie gaben ihre Gutachten in schwierigen Fällen ab. Besonders aber ist es eine Zeit, wo wir sie in erster Reihe an der nationalen Erhebung teilnehmen sehen: die Zeit der deutschen Freiheitskriege. Das Vaterlandsgefühl, so stark zur Zeit der Reformation, schlummerte in

Deutschland so sehr durch die Schuld der Führer, daß harte Schläge nötig waren, es zu erwecken, — ähnlich, wie die Kosaken einander durch Fußtritte aufwecken! Die Fußtritte des ersten Napoleon weckten Deutschland auf. Jetzt war es leichter, schon das Krähen des welschen Hahnes ließ Deutschland erwachen. Zu jener Zeit der tiefen Erniedrigung, als Preußen zusammenbrach und fast alle Kommandanten die Festungen ohne Kampf übergaben, da wagten es deutsche Studenten, dem, vor welchem die Welt zitterte, Napoleon, eine Katzenmusik, ein Pereat, in Halle zu bringen; am nächsten Tage war die Universität aufgelöst, Professoren und Studenten vertrieben. Napoleon haßte nichts so sehr, als die deutschen Universitäten, er wußte wohl, warum. Räte und Volk erkannten, daß nur eine neue Jugend helfen könnte, daher nahm man die Volksbildung besonders vor. Als eine Deputation der aufgelösten Universität Halle zu Friedrich Wilhelm III. nach Memel kam und bat, die Universität nach Berlin zu verlegen, sie wollten preußisch bleiben, nicht französisch werden, da sagte der König: „Das ist recht, das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Das erkannte auch der bis auf Bismarck größte deutsche Staatsmann, der Freiherr vom Stein; Berlin ward der Mittelpunkt einer geistigen nationalen Bewegung und zwar durch seine Gelehrten, als der König 1810 mitten im großen Unglück, arm und von den Franzosen ausgesogen, die Universität zu Berlin gründete. Es wirkte da der große Bruder eines großen Mannes, Wilhelm von Humboldt, dann der bedeutendste Philosoph, Fichte. Dieser hielt Reden an die deutsche Nation, vorgetragen in Berlin, vom Volk mit Begierde gelesen, Donnerworte, die durch ganz Deutschland wiederhallten; alle persönliche Gefahr verachtete er, der französische Gewalthaber bedrohte ihn, noch hielten die Franzosen Berlin besetzt; er aber sagte: „Ich weiß recht gut, daß ebenso wie Palm ein Blei mich töten kann, aber dies ist es nicht, was ich fürchte; für den Zweck, den ich habe, würde ich auch gerne sterben."

Aehnlich wirkte der berühmte Theologe Schleiermacher. — Da erfolgte im Februar 1813, nachdem Gottes Gericht den Würger

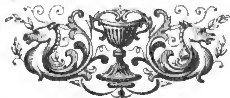
Napoleon in Rußland ereilt hatte, der Aufruf des Königs zur Bildung der Landwehr; die ersten Freiwilligen, die sich meldeten, waren Königsberger Studenten; der erste, welcher die Studenten in Breslau begeisterte und selbst mit ihnen in den Krieg zog, der geistreiche Professor der Naturphilosophie und eifrige Lutheraner, Henrik Steffens, der nachher mit Gneisenau auf dem Wege nach Paris ein Quarré sprengte und das eiserne Kreuz erhielt. Alle diese Gelehrten hielten nicht bloße Reden, sie gingen selbst mit, sie exerzierten mit: Schleiermacher in Berlin hielt des Morgens seine Vorlesungen, nachmittags exerzierte er mit Büchse und Patrontasche, abends segnete er als Prediger die Landwehr beim Ausmarsche ein. Die Theologen Marheineke und Schleiermacher, der Philosoph Fichte, der Arzt Reil, der Philologe Buttmann, der Geschichtsforscher Niebuhr, alles Leute von europäischem Rufe und die Ersten in ihrem Fache, exerzierten zusammen im Landsturm zur Verteidigung Berlins, als die Franzosen heranrückten. Die Hörsäle waren fast leer, die Studenten waren im Kriege — und ist es in diesem letzten Kriege anders gewesen? Welche Begeisterung, Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit und Hochherzigkeit! Da ist ein Aufschwung des Volkes, wo die Jugend von rechter Begeisterung erfüllt ist — daher die Bildung der Jugend so wichtig! „Wozu leben wir Alten anders, denn daß wir die Jugend erziehen!" sagt Luther, und ebenso die ersten englischen Auswanderer: „Wir sind in dieses Land gekommen, um unsre Kinder recht zu erziehen." Sie gründeten 1638 noch in der Wildnis Harvard University bei Boston — diese Anstalt sowie Yale, Princeton, Columbia College hier in der Stadt ebenso wie die deutschen Hochschulen auf religiösem Grunde errichtet. Columbia College hatte die Inschrift: „Zur Ehre Gottes, zum Besten der Kirche, und zum Segen des Landes." Das nationale und religiöse Element sollen nicht widereinander sein.

Sollen wir Deutschen von den Brosamen leben, die von dem Tisch der Englischen fallen? Bei der Stiftung von Columbia College, da man überall in der Stadt dafür kollektierte, erhielt außer anderen Kirchen auch die alte lutherische Gemeinde das Recht, daß ihr Pastor einer der Direktoren der Anstalt sein sollte, auch ward

ihr Pastor Dr. Christoph Kunze zum Professor der orientalischen Sprachen ernannt. Die Deutschen haben dies Recht verloren, sowie andere Rechte — aber sie können sich selbst helfen, wenn sie nur wollen. Ein deutsch-amerikanisches lutherisches Gymnasium zu gründen sollte unsern zahlreichen Gemeinden gewiß nicht schwer fallen — wieviel mehr aber würden wir uns freuen, wenn endlich die zersplitterten deutschen Kräfte dieses Landes zur Gründung einer deutschen Universität mit vier Fakultäten sich vereinigten! Welcher Segen würde daraus für das ganze Land, würde besonders auch für die deutsche Bevölkerung daraus erwachsen. Denn ein Schulwesen, ein Bildungsorganismus ohne Gymnasien als Mittelstufen, und ohne eine Universität als oberste Stufe wird stets nur mangelhaft und unvollkommen bleiben. Man zeige den Amerikanern, daß sie auch von den Deutschen lernen können. Bei dem neulichen Festzug war unter anderen eine vortreffliche Inschrift zu sehen:

„Da siehst du, Bruder Jonathan,
Was der deutsche Michel kann."

Deutsches Wissen, deutsche Kraft, deutsche Bildung dringt überall hin, erfüllt die Erde — sie muß auch hier die gebührende Anerkennung finden. Helfen Sie mit, daß nicht gottloses deutsches Unwesen, sondern rechtes, deutsches, treues, solides, gebildetes, frommes Wesen auch hier durch Gottes Gnade sich immer weiter ausbreite und zur Herrschaft komme!





Das Reich der Gedanken und seine Kämpfe.

Rede

wider die Materialisten, insonderheit Büchner, Vogt und Darwin,

gehalten im Cooper Institute, New York, den 6. November 1873.

Geehrte Anwesende!

Als Humboldt in den Wildnissen von Südamerika unter schweren Mühen seine Erforschungsreisen machte, kam er auch zur Missionsstation San Fernando. Der Pater Kapuziner, der die Seßhaftigkeit liebte und nur in ganz besonderen Notfällen von seinem gepolsterten Lehnstuhl aufstand, verwunderte sich sehr, als Humboldt ihm den Zweck seiner Reise erklärte. „Ihr seid rechte Narren!" rief er; „um ein paar neue Pflanzen aufzufinden oder einen Berg in Amerika zu messen, verlaßt ihr Heimat und Bequemlichkeit. O der Thorheit! Ich, mein Bester, halte es mit einer gemütlichen Ruhe und sage Ihnen: Von allen Genüssen dieses Lebens, den Schlaf nicht ausgenommen, ist doch ein gutes Stück Rindfleisch der köstlichste!" Solche Leute freilich verstehen nicht den Genuß, den geistige Beschäftigung gewährt; sie haben wohl auch ihre Gedanken; aber wie man im gewöhnlichen Leben oft sagt: Ich war so in Gedanken, d. h. ich habe nichts gedacht. In Hinterasien, wo der von Dr. Büchner so gepriesene, aber in seinen Kasteiungen von ihm keineswegs nachgeahmte Buddhismus weit verbreitet ist, gilt es freilich als die höchste Stufe menschlichen Daseins: nichts zu denken! Da sitzen die Menschen da, als wunderliche Heilige angestaunt und angebetet — sie den-

ken nichts und meinen dadurch Gott gleich zu werden — wir sind glücklicherweise noch nicht so weit gekommen, wir haben das Denken noch nicht aufgegeben; wir ehren die Leute, welche viel und gut denken; und wir machen einen Unterschied zwischen denken und träumen und halten das Denken für eine Arbeit.

Nun ist das Reich der Gedanken so weit, so unbegrenzt, so unerschöpflich. Heute Abend können wir nur ein wenig davon betrachten; es ist ähnlich wie mit dem Reiche der Natur; käme jemand, der immer unter der Erde gelebt, plötzlich hervor, wie würde er staunen, wie überwältigt werden! So aber wachsen wir allmählich hinein, der Kreis der Anschauung und Erkenntnis erweitert sich — so ist es auch mit dem Reich der Gedanken; auch da sind bestimmte Gesetze, Abteilungen, Gebiete, unsichtbar und doch so gewiß; denn es gibt nicht nur eine äußere Welt, sondern auch eine innere, und ohne diese wäre uns die äußere kein Kosmos, sondern ein buntes, wirres Durcheinander zufälliger Erscheinungen. Während der Philosoph Kant und die Idealisten mit ihm die Welt der Erscheinungen von dem innern Denken abhängig machen und kühnlich behaupten: sie bringen die Erscheinungswelt durch ihr Denken hervor! und während die Materialisten gerade umgekehrt verfahren und sich einreden wollen, die materielle Welt bringe unser Denken hervor — gehen wir den Mittelweg und sagen: beide, die äußere und innere Welt gehören zusammen; wir schauen die äußere Welt an nach den Gesetzen der Vernunft, und wir finden Vernunft in der Natur, weil auch wir Vernunft in uns haben; die Natur kann uns das Denken nicht geben, sondern nur wecken und reizen.

Wollen wir nun das Reich der Gedanken einteilen, so können wir dies am einfachsten, wenn wir, wie jeder von Ihnen tausendmal thut, sagen: Die Gedanken sind entweder vernünftig oder unvernünftig. Aber, werden Sie fragen, was haben wir denn mit unvernünftigen Gedanken zu thun? Leider mehr, als uns lieb ist, bei uns selbst und bei andern, die unvernünftigen Gedanken sind die Hauptmasse. Hat doch der gelehrte Erasmus darüber sogar ein Buch „Das Lob der Narrheit," freilich ironisch, geschrieben — was wäre unser Leben, wenn es nicht so viel Thorheit gäbe! Daher kommen ja die Kämpfe unter den Menschen, in uns und außer uns und

welche bittern Kämpfe! Göthe, und mit ihm übereinstimmend selbst der materialistische Dr. Büchner, hat den Kampf zwischen Glauben und Unglauben für den wichtigsten gehalten, und so ist es auch. Das ist kein Kampf wie zwischen Fröschen und Mäusen, wie Schulz-Bodmer in Zürich ihn zu bezeichnen liebt. Oder wie ich von zwei Freiherren am Rhein las, die in einer Burg zusammenwohnten, den Herren von Katzenellenbogen. Das eine Geschlecht führte zwei Eselsohren im Wappen, das andere nur eins; darüber herrschte solcher Neid bei der letzteren Familie, und solche Einbildung bei der ersteren, daß endlich eine blutige Fehde ausbrach — und alles um ein Eselsohr! Sie hätten freilich verdient, die Eselsohren nicht nur im Wappen, sondern auch am Kopfe zu tragen. Aber so steht es mit dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben nicht; da ist es nicht gleichgültig, was der Mensch denkt; wie der Mensch denkt, so lebt er. Freilich ist es ein eigentümlicher Vorzug des Menschen, daß er unvernünftig sein kann; das ist das Thier nicht. Im Hannöverschen erzählte einst ein junger aufgeklärter Mann seinen staunenden Verwandten von den Fortschritten der Welt; „ihr wißt, sagte er, wie armselig die Haide aussieht; da wollen die Haidschnucken (die Schafe) das braune dürre Kraut nicht fressen; aber die Leute haben ein gutes Mittel entdeckt: sie setzen den Schafen grüne Brillen auf — da sieht ihnen nun das Kraut schön grün aus und sie fressen es mit großer Begierde.“ Aber der alte Großvater sagte: „So dumm is dat Veeh nich!“ Der Materialismus will uns auch seine dürre Weide grün machen, und leider lassen sich Viele solche Brille aufsetzen. Schafe lassen sich nichts grün machen, die Menschen aber lassen sich viel weiß machen. Wir Christen kämpfen für den christlichen Glauben und im Zusammenhange damit für alles Gute, Edle und Wahre; und vertreten wir auch Gottes Sache schwach genug, so ist sie doch vor allem wert, mit Freudigkeit vertreten zu werden. Haben die Materialisten den Mut, öffentlich gegen Gott zu sprechen und Gott zu leugnen, so haben wir viel mehr Mut, öffentlich Gottes Namen zu bekennen. Es geht uns da wie dem alten Fritz, den die Juden einmal in Breslau feierlich begrüßen wollten. Eine Anzahl derselben hatte sich als Türken verkleidet mit Turbanen und krummen Säbeln. Als sie nun da-

her geritten kamen, mochte der wunderliche Aufzug dem alten Fritz wohl lächerlich genug vorgekommen sein. Sie aber dachten, sie müßten ihn beruhigen und riefen ihm zu: „Fürchten Sie sich nicht, Majestät! mer sein nur polnische Juden!" So kommt uns der wunderliche Aufzug und das bramarbasartige Auftreten von Büchner und Konsorten nicht schreckhaft, sondern nur erbärmlich und närrisch vor. Die Materialisten wollen alles Licht auslöschen, damit ihr Licht allein leuchte; sie sind wie die Johanniswürmchen, die nur bei Nacht leuchten, die aber ihr Licht nur im Hinterteil haben. Der bekannte Kulturhistoriker Riehl bemerkt mit Recht: „Den Deutschen fängt die Politik mehrenteils immer erst da an, wo die Opposition anfängt." Dasselbe gilt auch auf dem Gebiete des Denkens. So fängt vielen Deutschen erst da die Klugheit an, wo der Unglaube anfängt; aber es geht den meisten mit dem großen Geschrei von Klugheit, Bildung und Wissen wie jenem Handwerksburschen, der — doch aufrichtig — singt: „In Chinesien, in Chinesien bin ich freilich nicht gewesien; doch ich hab' ein'n gekannt, der hat ein'n gekannt, der wär' beinah' da gewesien."

Wer auf einem Dorf gelebt, der weiß: wenn des Abends ein Hund irgendwo bellt, bellen alle andern ihm nach, sie wissen freilich nicht warum. So nehmen Viele es gläubig auf, was ihnen andere vorfabeln, wenn es nur gegen die Bibel geht; das nennen sie denn aufgeklärt und klug sein, während doch der Altmeister Göthe erklärt: „Die Bibel wird immer schöner, je mehr man sie versteht." Trefflich hat man bei dem ungeheuern Aktienschwindel in Deutschland drei Klassen unterschieden: Gründer, Schinder, Rinder; — dasselbe gilt von den Führern des Materialismus und ihren Anhängern, während wir uns nach dem apostolischen Worte richten: „Prüfet alles und das Gute behaltet." Es ist doch eine Schande für uns Deutsche, daß nun schon zum zweitenmal deutsche sogenannte Gelehrte sich die Weisheit von England holen müssen, wie Louis Büchner, Karl Vogt u. a. von Darwin sich erleuchten lassen, den doch die Pariser Akademie der Wissenschaften nicht unter ihre Mitglieder hat aufnehmen wollen. Wir werden sehen, wieviel Träume und Einbildungen diese Herren mit dem hohen Namen der Wissenschaft schmücken und so den

Unerfahrenen imponieren und die Herzen verwirren. Es ist darum keineswegs nötig, dem Rate des Naturforschers Rudolph Wagner in Göttingen, eines sonst wohlmeinenden Mannes, zu folgen und sich ein doppeltes Gewissen anzuschaffen, ein naturwissenschaftliches und ein religiöses, „die man wohl zu seiner Ruhe getrennt halten müßte, da sie sich nicht miteinander vereinigen ließen.“ Dies nannten die Materialisten mit Recht spottend „eine doppelte Buchführung“. So sagte früher der bekannte Philosoph Jakobi: „Mit dem Kopfe bin ich ein Heide, mit dem Herzen ein Christ. Wir sagen: das ist ein trauriger Zustand; jeder muß sich entscheiden! Das Hin- und Herschwanken ist ebenso traurig als das Neutralbleibenwollen. Das kann und darf man nicht. Wenn man auch das obere Stockwerk eines Hauses an Heiden, das untere an Christen vermieten kann, so geht das doch nicht so mit dem Menschen; da muß Kopf und Herz miteinander übereinstimmen. Der Herr sagt: „Wer nicht mit Mir ist, der ist wider Mich.“

Im Hannöverschen stand ein Paar vor dem Altare, um getraut zu werden. Der Pastor fragte den Bräutigam: „Wollt Ihr Eure Braut zu Euerm ehelichen Weibe haben?“ Der Mann antwortete nach längerem Besinnen: „Herr Pastor, ick segg nich ja unn ick segg ohk nich nee!“ Das war ein seltsamer Zustand — stehen bleiben konnten sie doch nicht! Im Mittelalter lehrte der Philosoph Buridan eine solche Unentschiedenheit; er verglich den menschlichen Willen mit einem Esel, den man zwischen zwei gleich große Heubündel stellt; der Esel will von dem einen Bündel fressen, da denkt er: das andere ist größer, und dreht sich dahin; doch da fällt ihm ein, das erste könnte doch größer sein, und so dreht er sich hin und her in Unentschiedenheit und verhungert zwischen den Heubündeln! Wir aber sagen: so dumm ist selbst ein Esel nicht! So bleiben auch die Menschen nicht unentschieden stehen, sondern greifen entweder zum Glauben oder zum Unglauben. Freilich mag es manchem eine Zeitlang so gehen wie dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Derselbe trat einmal in ein Gerichtslokal, um zu sehen, ob das Recht auch wirklich, wie sich's gebührte, zu Ehren käme. Der erste Advokat hielt seine Rede — der König rief: „Der hat recht!“ Der Richter aber sagte: „Man muß

auch die andere Seite hören (audiatur et altera pars). Als nun der Advokat der Gegenpartei gesprochen, rief der König: „Der hat auch recht!" — und unwillig lief er aus dem Gerichtshause fort! Indessen einer kann doch nur recht haben. Freilich ist die Wahrheit oft schwer zu erkennen, — aber nur, weil Menschen sie so verwirren. Sonst ist sie einfach genug. Doch: wo das Aug' nicht sehen will, helfen weder Licht noch Brill! Nach Büchners und Vogts Meinung soll nun von den Naturwissenschaften die ganze Entscheidung abhängen, und diese entscheiden, sagen sie, daß der Mensch nur ein Tier sei, ursprünglich ein Affe gewesen; daß er keine unsterbliche Seele habe, daß kein Gott da sei — halt! rufen wir, zwischen euch und den Naturwissenschaften ist ein gar gewaltiger Unterschied! Ihr sprecht von der Wissenschaft, ihr sprecht von der Natur, meint aber euch selbst und eure Gedanken! Denn nicht mit den Thatsachen der Natur und der Erfahrung, sondern mit euren Gedanken und Hypothesen haben wir den Kampf zu führen! Gerade wie wenn die gottlosen Aerzte prahlen: „wir haben beim Secieren des menschlichen Körpers mit dem Messer keine Seele gefunden, also giebt es keine," so sagen wir einfach: und wir finden keinen Verstand in solchem Suchen! Mit dem Messer sucht man keine Seele!

Was ist denn aber, fragen wir, der Prüfstein des vernünftigen Denkens? Die Sophisten im Altertum sagten: Recht ist, was jeder für Recht hält! Die Materialisten der Neuzeit sagen: Recht ist, was dir Nutzen bringt! Wir aber sagen: Recht ist, was dem Gesetz entspricht! Denn für ein jedes Gebiet gibt es Gesetze, so für das Denken die logischen, für das Wollen die moralischen, für den Glauben die Richtschnur des Wortes Gottes. Indes weiß ein jeder, daß auf allen diesen Gebieten viel Streit ist und einer den andern mit seinem Verstand überwinden will; wie Salomo sagt: „Gott hat die Menschen einfach geschaffen, sie aber suchen viele Künste." Da wird es uns oft schwer gemacht, die Wahrheit zu erkennen; so leicht geht es überhaupt damit nicht wie bei Mohammed: als diesem der Engel Gabriel, wie er erzählt, eine Schrift zeigte und sagte: da stehen die Geheimnisse Gottes, bekannte Mohammed: ich kann nicht lesen! Da faßte ihn der Engel beim Schopf und stieß ihn dreimal mit der Nase auf die

Erde, nun konnte Mohammed lesen! Welche leichte und den im Schweiße des Angesichts sich abarbeitenden Lehrern zu empfehlende Methode! So sagt auch der Gründer der Mormonensekte, Joe Smith, er hätte eine Brille von Krystallglas gefunden, damit könnte er die alte Schrift im Buche Mormon lesen! Gerade wie jener Bauer, der sich nur deshalb eine Brille kaufen wollte, um gleich lesen zu können, ohne es erst zu lernen; oder wie Vulkan, der Gott der Schmiede, dem obersten Gott Jupiter, da er Kopfschmerzen hatte, mit seinem Hammer den Kopf aufschlug und die Göttin der Weisheit, Minerva, fix und fertig heraussprang. So leicht wird es uns freilich nicht gemacht; wenn indessen die einen ohne rechten Ernst mit Pilatus wegwerfend sagen: Was ist Wahrheit? so können wir mit den anderen, denen es ernst ist um die Wahrheit, bekennen: „Jesus Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben!" Und von diesem Standpunkte aus beurteilen wir den Materialismus in seinem Kampfe mit dem christlichen Glauben. Da sehen wir 1. auf die naturphilosophischen Grundlagen, 2. auf die moralischen Anschauungen, 3. auf die urgeschichtlichen Beweismittel des Materialismus.

I.

Während die Bibel mit dem Worte beginnt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," verspottet Büchner im Anfange seines Buches „Kraft und Stoff" diejenigen, welche von einer Schöpferkraft reden, als mit dem ersten und einfachsten Grundsatze philosophischer und auf Erfahrung gegründeter Naturbetrachtung im Widerspruch stehend — das sind doch gewiß große Worte. Wir Aermsten! Aber welche Gründe führt er an? Er sagt, daß Kraft und Stoff zusammengehören, daß eins nicht ohne das andere ist. Wir leugnen das ja nicht, wir sagen auch, daß der Stoff Eigenschaften oder Kräfte hat, ja aus den Eigenschaften schließen wir erst auf den Stoff — wie der Physiker Johannes Müller sagt: „Das innere Wesen der Körper ist uns verschlossen; sie sind uns nur durch die äußere Erscheinung bekannt." Noch niemand hat erklären können, was eigentlich der Stoff ist, und ebenso wenig, was

die Kraft ist — nun machen wir die Erfahrung von mannigfaltigen Vorgängen in der Natur und nennen die Ursachen davon Kräfte. Wie seltsam ist also Büchners Hauptgrund: „weil der Stoff Eigenschaften oder Kräfte hat, darum ist er nicht geschaffen!" — Die wundersame Verbindung von Kraft und Stoff haben wir stets anerkannt und die Philosophen haben sich darüber den Kopf zerbrochen; — aber daraus zu schließen, daß es keine Kraft ohne materiellen Stoff geben kann, geht zu weit, weil über die Erfahrung hinaus. Büchner selbst sagt, daß das letzte Rätsel der Welt und des Lebens unlösbar ist, das Verhältnis von Geist und Materie, von Gehirn und Seele unerklärlich, das heißt auf gut deutsch: wir wissen es nicht! Wir wissen nicht, wie Stoff und Kraft zusammengekommen sind, wie die Welt entstanden ist, wir haben keine Erfahrung davon! Und doch dabei die frechen gottlosen Worte! Mit Recht hat jemand von ihm gesagt:

„Die Kraft ist bei dem Stoff, der Stoff ist bei der Kraft,
Das ist Anfang und Ende der ganzen Wissenschaft!"

Bekanntlich ruht die materialistische Naturbetrachtung auf der sogenannten Atomenlehre. Büchner sagt S. 26 der neuesten Ausgabe seines Buches: „Ein Atom nennen wir einen kleinsten Stoffteil, den wir uns als nicht mehr teilbar vorstellen, und denken uns allen Stoff aus solchen Atomen zusammengesetzt und durch gegenseitige Anziehung und Abstoßung derselben existierend und seine Eigenschaften erhaltend. Ein wirklicher Begriff von dem Dinge, das wir Atom nennen, geht uns ab; wir wissen nichts von seiner Größe, Form, Zusammensetzung u. s. w. Niemand hat es gesehen." Soweit Büchner. Sind nun die Atome ursprünglich alle gleich, wie ein großer Teil der Materialisten lehrte, so wäre die Goldmacherkunst kein Traum, wenn man nur die Atome so zusammenbekommen könnte, wie es nötig ist — bis dahin hat Büchner nicht aus Atomen, sondern aus Narren, und noch dazu Deutsch-Amerikanern, Gold gemacht. Sind aber die Atome ursprünglich ungleich, so fragen wir: Wie ist das gekommen? Wer hat das so eingerichtet? Die Atome sind, wie alle Materialisten mit Büchner zugeben müssen, kein Gegenstand der Erfahrung, sie sind Gedankendinge — und an sich selbst sind sie ein Widerspruch im Den-

ken, denn man soll sie als nicht mehr teilbar denken und doch kann man nicht anders als sie bis ins Unendliche teilbar denken! Es gehört dies, wie auch anderes, zu den Antinomieen der reinen Vernunft — und doch sollen wir Aermsten schon mit dem ersten und einfachsten Grundsatze einer auf Erfahrung gegründeten Naturbetrachtung im Widerspruch stehen. Ei, wenn wir nur einfach sagten: „Es gibt keine Atome; das ist eine Einbildung!" — wie auch manche Forscher erklären. Auf Erfahrung will Büchner alles gründen, durch die äußere Erfahrung den ganzen christlichen Glauben umwerfen und fängt mit einer Lehre an, von der er selber sagen muß, daß sie nicht auf wirklicher Erfahrung beruht, ja mit Dingen, von denen er spricht: „ein wirklicher Begriff von dem Atom geht uns ab." „Wir wissen davon nichts", sagt er, und in demselben Atem zitiert er Vogts gewaltiges Machtwort: „Die Materie ist unerschaffbar, wie sie unzerstörbar ist." Welchen Grund hat er zu solcher Behauptung? Allerdings kann der Mensch den Stoff nicht zerstören, nur seine Erscheinungsform verändern; daraus folgt aber für unbefangene Leute die Einsicht, daß wir zu schwach sind; wenn er aber so schließt: „Wir Menschen können den Stoff nicht zerstören, also kann es auch niemand anders", so ist das ein Hinausgehen über die Erfahrung und auf die Erfahrung will er doch alles gründen. Nun aber: „Unerschaffbar", sagt er. Welche Thatsachen der Erfahrung hat er für solche Behauptung? Thatsachen kann er nicht anführen; denn er selbst sagt von dem letzten Rätsel der Welt und des Lebens, daß es unerklärlich ist; er ist auch im Anfang nicht dabei gewesen — aber nun höret und staunet über die große Weisheit: „Die Schöpferkraft konnte nicht vor der Welt sein, denn sie konnte nicht sein, ohne zu schaffen, und nachher konnte sie nicht sein, da sie nicht ruhen kann; eine Kraft, die sich nicht äußert, existiert nicht." Hiebei übersieht er aber, daß wir nicht von einer Schöpferkraft, sondern von einem persönlichen Schöpfer reden, der da schafft, wann er will, und aufhört, wann er will. Schon ein Mensch — und das ist ja die Erfahrung — kann arbeiten und ruhen nach seinem Willen. Aber Büchner macht sich eine blind wirkende Schöpferkraft ohne einen Schöpfer zurecht; da wird es ihm dann leicht, dagegen aufzutreten. Gerade

wie wir in der Schule; um das Fechten zu lernen, machten wir uns einen hölzernen Pfahl zurecht mit Eisen bedeckt, dann schlugen wir darauf los — ganz sicher, daß wir nicht wiedergeschlagen wurden. Mit jenem einen miserablen Satze will Büchner nun Gott, Weltschöpfung und Weltregierung fortstreichen. Er behauptet nun, die Welt sei ewig und unendlich. S. 28: „Sobald die Endlichkeit der Weltkörper angenommen wird, so findet die Anziehung nach dem imaginären Schwerpunkt dieser Welt, also nach der Mitte zu, statt und das Resultat dieser Anziehung müßte die Vereinigung aller Materie zu einem einzigen Weltkörper sein.“ Also der seltsame Schluß: Jedes Ding in der Welt hat seinen Schwerpunkt, alle Himmelskörper untereinander, aber die Welt im ganzen hat keinen! Vorher hat der gute Büchner auch von einer andern Kraft gesprochen: der Abstoßung; aber diese läßt er nun ganz aus dem Spiel, weil sie ihm nicht paßt. Ferner widerspricht mit jenem Satze Büchner sich selbst; denn er lehrt nach der sogenannten Urnebelhypothese, von der wir später reden werden, daß der ganze Weltstoff ursprünglich auf einem Haufen war. Da hat er doch einen Schwerpunkt gehabt. Ja, er hat ihn gewiß verloren — wie konnte sich die Materie denn trennen? Denn die Erfahrung lehrt das sogenannte Trägheitsgesetz, d. i. daß ein Körper an seiner Stelle bleibt, bis er fortgedrängt wird. Denn es muß doch irgend ein Anfang zur jetzigen Weltbildung gedacht werden. Da sagt er S. 56: „Die Bewegung der Materie muß ebenso ewig sein, wie diese selbst. Warum dieselbe gerade zu einer bestimmten Zeit jene bestimmte Art der Bewegung annahm, bleibt vorerst unserer näheren Einsicht verschlossen.“ Das ist fein ausgedrückt, auf deutsch heißt das: Das weiß ich nicht; gerade wie die Sachsen: „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen: das weiß ich nicht!“ Sie sehen also, wie die Grundlagen der Büchnerschen Lehre auf Unwissenheit hinauskommen. Selbst ungläubige Naturforscher haben der Lehre von Gott bedurft, um wenigstens den ersten Anstoß zur Bewegung der Materie zu erklären.

Sowie die Unwissenheit die eine Grundlage für die Büchnersche Lehre ist (nach seinen eigenen Worten), so ist die andere der Zufall. Zwar kein Mensch spricht mehr von den Naturgesetzen als

die Materialisten, obgleich die Naturgesetze weiter nichts sind, als aus der Erfahrung gewonnene Erkenntnisse, und Büchner sagt lästernd: „Keine Hand hält die Erde in ihrem Schwung, kein Gebot läßt die Sonne stillestehen oder stillt die Wut der sich bekämpfenden Elemente, kein Ruf weckt den Schlaf des Toten, kein Engel befreit den Gefangenen aus seinem Kerker.“ So macht also Büchner alles zur Lüge, was in der Bibel erzählt ist. Wie tief muß ein Volk innerlich zerfressen sein, in welchem ein solches Buch 10 Auflagen erleben konnte! Wir aber schenken den Aposteln und Propheten mehr Glauben, als Büchner und seinen Genossen; wenn irgend etwas glaubwürdig bezeugt ist, so sind es die Wunder und Thatsachen der evangelischen Geschichte — da sind es Erfahrungen von Augenzeugen, hier bei Büchner hoch- aber leertönende Redensarten. Aber die Materialisten wollen die Wunder nicht glauben, weil sie sagen: „Es ist kein Gott!“ Nur die Naturgesetze, verstehe die von den Menschen entdeckten, sind da und die sind nach Vogt rohe, unbeugsame Gewalten, welche weder Moral noch Gemütlichkeit kennen! Sieht man aber genauer zu, so finden wir nicht Gesetze, sondern den Zufall als den Gott der Materialisten. Büchner ruft: „Wäre ein Gott, der in die Natur eingreift, so hörte alle Naturwissenschaft auf, man könnte nie sicher sein!“ Seltsames Gerede! Gott spielt nicht mit Seinen Gesetzen und Werken, wie die Materialisten, sondern erhält sie; da kann man wohl der Wissenschaft sicher sein; die Wunder sind nie gegen die Naturgesetze, sondern höherer, uns unbekannter Art und Kraft — wo bleibt aber die Sicherheit der Wissenschaft, wo der Zufall alles macht! Der Zufall entzieht sich eben aller Berechnung. Und der heutige Materialismus kommt in seinen Grundlehren darauf hinaus, was schon der Grieche Empedokles 444 vor Christo, nur freilich konsequenter, gelehrt hat: Beim Stoffe wären zwei Kräfte: Anziehung und Abstoßung; dadurch wären die Atome zusammengekommen in buntem Durcheinander; da hätten sich auch lebendige Organismen gebildet, zuerst freilich sehr verkehrt; hier wäre ein Fuß, dort eine Hand, dort ein Kopf entstanden, die wären zuerst an verkehrte Stellen gekommen und hätten schreckliche Ungeheuer gebildet, zuletzt wäre endlich alles in Ordnung gekommen. Schon die alten Griechen haben darüber gelacht, daß aus der Unord-

nung von selbst die Ordnung kommen soll — hört, ihr Hausfrauen, die ihr immer arbeiten müßt, um Ordnung zu haben, wartet doch auf den Zufall! Der ist heutzutage ja so vernünftig! Ueberlaßt doch euer Haus dem Zufall — und nun gar die ganze Welt! O welche alte heidnische, jetzt wieder aufgewärmte Träumerei! Seit Jahrtausenden ist alles in Ordnung in der Natur, früher aber — ja da läßt sich viel träumen! Denn die alles auf Erfahrung gründen wollen und die da immer wieder sagen: Wir glauben nur, was wir sehen, sie muten uns zu, solche Märchen zu glauben! Wir sehen die Naturgesetze in Ordnung wirken, da sollen wir glauben, daß früher alles in Unordnung gewesen! Der alte Anaxagoras trat gegen seinen jüngeren Zeitgenossen Empedokles mit der Lehre von dem νοῦς (nûs), dem alles nach Zwecken bildenden und ordnenden Geist auf. So sagt schon der alte Römer Cicero gegen diese Zufallslehren und blind wirkenden Kräfte: „Wenn du einen Vers aus dem Dichter Homer im Sande geschrieben fändest, würdest du sagen, ein Schwein habe das zufällig mit seinem Rüssel zustande gebracht"? Und nun zeigt er die wunderbare Einrichtung der Welt und beruft sich auf den größten Philosophen der alten Welt, Aristoteles, der da sagt: „Wenn ein Mensch immer in der Erde gelebt hätte und käme auf einmal an die Oberfläche und sähe Sonne, Mond und Sterne, die Ordnung ihrer Bahnen, er müßte ausrufen: Es ist ein Walten göttlichen Geistes, von dem das alles regiert wird!" So sprach ein Heide. Bis in das Kleinste zeigt sich Gesetzmäßigkeit und Ordnung, der vernünftigste Zusammenhang, das Fernste mit uns durch das Gesetz der Schwere verbunden und für uns durch das Licht vorhanden, und mit jeder neuen Entdeckung zeigt sich neue Gesetzmäßigkeit. Aber Büchner leugnet allen Zweck trotz aller Zweckmäßigkeit. Ein Mensch hat Absichten und Zwecke; er richtet sein Thun danach ein, sogar die Tiere haben ein Analogon davon; in der Bewegung, Ernährung, Fortpflanzung zeigen sich wundersame Erscheinungen. Aber nach Büchner kommt das alles ganz von selbst. Daß das alles so zusammenstimmt, hält Büchner für ganz natürlich. Wenn ein Küchlein schon im Ei Augen hat, so denkt jedes Kind: die bekommt es zum Sehen, und findet einen weisen Zweck dabei, aber Büchner findet das

ganz natürlich. Nur die Uebel findet er nicht natürlich; das ist doch ein böser Zufall, der ist noch nicht vernünftig genug geworden; schädliche Tiere, Krankheiten, Mißgeburten u. a. führt er gegen eine weise Schöpferabsicht an: aber er übersieht dabei etwas anderes, was ihm natürlich, uns aber als alles störend erscheint, nämlich die Sünde. Gerade wie die Kinder so oft: Wenn sie alles bekommen, was sie wünschen, finden sie das sehr natürlich und schlagen zuletzt gegen die Eltern aus. Wenn sie aber die Erfahrung machen, daß die Ruten nicht umsonst wachsen und für ihren Uebermut gestraft werden, dann können sie die Zweckmäßigkeit und Weisheit der Strafe nicht begreifen.

Diese Art, ohne Beweise über alles abzusprechen und über Himmel und Erde abzuurteilen, erinnert mich an jenen Bauer, der einen Astronomen mit dem Fernrohr hantieren sah; der Astronom richtete es gen Himmel; auf einmal fiel eine Sternschnuppe. Der Bauer bekam einen gewaltigen Respekt vor dem Manne: Der schießt die Sterne vom Himmel! Es ist aber nicht so gefährlich; die Sterne hat ein Anderer in seiner Hand, nicht die Astronomen — und merket es, gerade die größten Astronomen, wie Kopernikus, Kepler, Newton, die großen Mathematiker Euler und Leibnitz hielten fest am christlichen Glauben. Aber der große französische Astronom Lalande, sagte er nicht: „Ich habe den Himmel überall durchsucht und nirgends die Spur Gottes gefunden?“ Als er aber schwer erkrankte und zum Sterben kam, da that er Buße und fand die Spur Gottes, seines Heilandes! So sagt der berühmte Fichte mit Recht: „Der Mensch denkt mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstande.“ Der allgemein bekannte Chemiker Liebig (neulich verstorben) nennt Büchner, Vogt und Moleschott „Dilettanten und Spaziergänger auf dem Gebiete der Naturforschung und Kinder in der Erkenntnis der Naturgesetze“ — und solche Leute wollen von Naturwissenschaft sprechen und den christlichen Glauben stürzen!

Wie unwissenschaftlich die Behauptungen Büchners in Bezug auf die Welt im Großen sind, so ungereimt in Bezug auf den Menschen. Daß der Mensch nicht nur Seele, sondern auch Leib ist, daß wir Essen

und Trinken zum Leben brauchen und manche sogar recht viel, ohne durch den Stoff an Kraft zuzunehmen, daß das Gehirn Organ des Denkens ist, haben wir nicht geleugnet; wir betrachten den Leib als ein Werkzeug der Seele. Daraus nun zu schließen, daß die Seele nicht ohne den Leib sein kann, das reicht über die Erfahrung hinaus. Das Leben ist ein Geheimnis, aber das Sterben — auch! Aber Büchner betrachtet das Denken nur als ein Produkt des Stoffwechsels, wie Moleschott. Dieser hatte das Denken ein Phosphoreszieren des Gehirns genannt; Liebig meint nun, weil die Knochen 400mal mehr Phosphor enthalten, als das Gehirn, so müßten sie auch 400mal mehr Denkstoff produzieren, und Büchner selbst bemerkt hiezu ironisch: „Zündhölzchen besäßen 4000mal mehr Denkstoff, als das Gehirn, so könnten die Schwefelholzfabrikanten den Geist fabrikmäßig herstellen und versenden!" Das Verdauen bringt einen gehörigen Stoffwechsel mit sich; da sollte nach Büchners Theorie das Denken am stärksten sein, aber die Erfahrung lehrt das Umgekehrte: Plenus venter non studet libenter (ein voller Bauch studiert nicht gern). Die Abenteuerlichkeit dieser Lehre ist schon vor über 1600 Jahren von Plotin nachgewiesen worden. Aus wieviel Atomen besteht der menschliche Körper und doch ist nur eine Person, ein Ich. Der Stoff wechselt, das Ich aber bleibt; die Atome wechseln, das Gedächtnis aber reicht über viele Jahre — gerade die Erinnerungen der Kindheit sind so lebendig im Alter. Büchner geht S. 142 über diese Schwierigkeit leicht hinweg; er sagt, daß uns „die Sache ihrem innern Wesen nach unerkärlich ist," — aber noch mehr — der Mensch denkt mit Hoffnung, Sorge, Ueberlegung an die Zukunft — was weiß denn der Phosphor von der Zukunft? Dann, wie verschieden ist das Denken bei derselben Nahrung; sonst wirken die Naturgesetze gleich, hier ist aber etwas Höheres vorhanden. Ist das Denken Folge des Stoffwechsels, so müßte nach dem Satze der Erfahrung: „Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen" folgen: Dasselbe Essen, dieselben Gedanken! Das bloße Essen aber macht es nicht, ob wir gleich den Einfluß des Essens und besonders des Trinkens auf die Menschen wohl zugeben. — O ihr Materialisten, errichtet doch Küchen statt Schulen, das wäre ja viel einfacher und angenehmer, gerade wie die Sekte der Manichäer im 3. Jahr-

hundert nach Christo meinte, sie würden Kinder des Lichtes durchs Essen von Kohl; — da haben die Materialisten uns also das Geheimnis erklärt, weshalb die Deutschen so klug sind: vom Sauerkraut! Kartoffeln machen dumm, Erbsen machen klug! Indes muß auch Büchner angeborne Anlagen zugeben, es reicht der bloße Stoff nicht aus. „Doch die Seele," sagt er, „bekommt ein Kind erst durch die äußeren Eindrücke" — also Nerven sind da, aber keine Seele; die Eindrücke werden auf die Nerven gemacht, aber es ist nichts da, was sie aufnimmt; die Seele fährt erst in den Menschen durch die Eindrücke der Außenwelt, welcher Wirrwar! Dabei sagt er selbst im Anfange des Buches: „Kräfte können nicht mitgeteilt, sondern nur geweckt werden," — also muß doch die seelische Kraft schon vor den Eindrücken im Menschen sein. Uebrigens ist jener Satz nicht richtig! z. B. beim Magnetismus nicht; Eisen ist nicht magnetisch — es kann aber magnetisch werden durch Mitteilung magnetischer Kraft. So kommt er auch zu dem Satze: „Nichts ist im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen gewesen, d. i. alle geistige Kraft kommt durch die Sinne;" aber dagegen sprechen die angeborenen Anlagen. Nach Büchner aber, wenn ein Kind musikalisch werden soll, muß man eine Violine an seiner Wiege streichen; soll es ein Rechenmeister werden, so lasse man es mit einer Rechenmaschine spielen. Kann man etwas Sinnloseres schreiben als S. 213: „Im Schlafe wird die Seele vernichtet. Das geistige Wesen ist entflohen und nur der Körper existiert weiter ohne Selbstbewußtsein" — wo bleibt da seine Lehre, daß die Kraft vom Stoff nicht zu trennen ist, wenn schon der Schlaf sie trennt? Oder gibt es im Schlaf keinen Stoffwechsel? Uebrigens wären hienach die Kosaken, die einander auf Posten mit Fußtritten aufwecken, rechte Seelenerzeuger. Denn die Seele ist ja nach Büchner eine Wirkung äußerer Eindrücke: Da fährt denn die Seele wieder in die Kosaken!

Der Mensch aber unterscheidet ja in seinen Gedanken sich selbst von seinem Leibe, in ihm ist ein fester Punkt, sonst gingen die Erscheinungen an ihm wie an den Tieren vorüber; „Gott hat ihm die Ewigkeit in das Herz gegeben", darum merkt er auch das Vorübergehen der Zeit, er beachtet das Leben, er allein unter allen irdischen

Kreaturen weiß vom Sterben, er macht sich Gedanken über die Ewigkeit. Büchner sagt S. 192: „Wir sind nicht im stande, uns auch nur einen entfernten Begriff von „ewig“ und „unendlich“ zu machen, weil unser Verstand in seiner sinnlichen Begrenzung durch Raum und Zeit eine unübersteigliche Grenze für jene Vorstellung findet“ — und doch sollen alle Ideen, also auch die von „ewig“ und „unendlich“ aus der sinnlichen Wahrnehmung stammen! Welcher Widerspruch! Man fühlt eben, wenn man jene Worte braucht, die Schranken der Endlichkeit, und dies ist ein Beweis für die höhere Natur des Geistes. Ferner sagt er S. 267: „Hinter dem, was unsrer natürlichen Einsicht verschlossen ist, können ja alle denkbaren Dinge existieren“ und doch nennt er mit Virchow die Transcendenz eine Verirrung des menschlichen Geistes. So verwickelt er sich fortwährend in Widersprüche. Der Mensch hat ferner eine Geschichte; die Tiere bleiben, was sie gewesen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Bienen bauen ihre Zellen wie vor 3000 Jahren, die Biber ebenso ihre Wohnungen, die Menschen aber kommen weiter oder schreiten auch trotz Virchow und anderer zurück. So ist auch die Sprache, das Wissen von Recht und Unrecht, die Idee Gottes nur den Menschen, nicht den Tieren eigen. Wäre also auch der menschliche Leib dem tierischen noch ähnlicher, als er wirklich ist, so wäre doch ein immenser Abstand durch den menschlichen Geist gegeben. Wir denken dabei nicht gering von den Seelen der Tiere, wir lernen aus dem Worte Gottes einerseits die Verwandtschaft des Menschen mit den Tieren kennen, aber andrerseits auch den spezifischen Unterschied.

Büchner nennt den Menschen Dünger für kommenden Dünger, Vogt desgleichen hält ihn für weiter nichts als ein Tier und zwar einen veredelten Affen, und zwar hat Vogt erst vom Engländer Darwin hierüber das rechte Licht bekommen. Dieser Mann hat nämlich eine Lehre aufgestellt von der Fortentwicklung der Arten, d. i. aus der niedrigsten Pflanzenzelle hätten sich vollkommnere, aus niederen Pflanzen höhere, — also nur Fortschritte, keine Rückschritte! — aus den Pflanzen Tiere, und aus den Tieren zuletzt Menschen gebildet, ganz von selbst und ganz natürlich, und das sei so klar, daß jeder es glauben müßte. Eigentlich sollte er auch da-

zugesetzt haben wie der herzige Märchenerzähler Grimm in Berlin am Ende eines Märchens: wer es nicht glaubt, zahlt einen Thaler! Einmal pocht es an Grimms Thüre; ein kleines Mädchen steht schüchtern draußen und sagt ihm, als er öffnet: „Herr Professor, ich habe nur einen Silbergroschen, hier ist er, ich werde aber noch mehr bringen.“ Erstaunt fragt Grimm, was das bedeuten solle. „Ja, Sie haben geschrieben, wer es nicht glaubt, zahlt einen Thaler. Ich glaube es nicht, da muß ich Ihnen ja einen Thaler bringen.“ Nun, wir glauben den Märchen Darwins nicht, aber den Thaler soll er trotzdem doch nicht haben. Wie natürlich aber fand er unter Deutschen Beifall; ja die Deutschen gingen noch einen Schritt weiter als er und lehrten, daß auch die Pflanzenzellen, kurz alles Lebendige aus den toten chemischen Kräften herkomme. Aber gerade die bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiet wie Ehrenberg in Berlin haben dies (die generatio aequivoca) verworfen und behaupten den alten Satz: Alles Lebendige kommt aus dem Ei, und lehren die sogenannte Panspermie. Gerade das Organische ist von dem Unorganischen durch eine so weite Kluft getrennt, daß auch nichtgläubige Naturforscher wie Cotta ausrufen: „Ein unlösbares Rätsel, bei dem wir nur an die unerforschliche Macht eines Schöpfers appellieren können, ist ebenso wie der erste Ursprung der Erdmasse, auch die Entstehung organischer Wesen.“ Büchner spottet darüber und doch nennt er selbst S. 92 nach dem heutigen Stand der Wissenschaft es abenteuerlich, der generatio aequivoca die unmittelbare Entstehung aller organischen Geschlechter und des Menschen selbst, wenn auch in vorweltlicher Zeit, aufbürden zu wollen.“ Der Hauptanstoß ist ihm S. 93, daß die Schöpferkraft so langsam, allmählig und mühsam arbeiten sollte — als wenn Gott alles so langsam erschaffen. Nur die Materialisten machen sich solche Gedanken und träumen von vielen Millionen Jahren.

Die Bibel sagt uns: „Gott schuf alles nach seiner Art,“ die Erfahrung von mehr als 3000 Jahren lehrt uns, daß die Arten der Tiere sich nicht verändern, wenngleich man durch künstliche Züchtung allerlei Spielarten hervorgebracht hat, aber doch nur in engen Grenzen; kein Weizen ist zum Roggen geworden, keine Katze zu ei-

nem Hunde; keine Kunst der Menschen hat bisher eine Pflanzenzelle hervorgebracht, viel weniger höhere Organismen, ja nicht einmal Eiweiß, Faserstoff, Stärke; keine Kunst hat diese Körper zu einer lebendigen Zelle zusammengebracht; aber, sagt Virchow, wie sich die ersten organischen Formen auf Erden zusammensetzten, da seien ganz ungewöhnliche Verhältnisse gewesen — ja ganz ungewöhnliche! Hier soll man also wieder nicht aus der Erfahrung schließen, sonst ja, aber nur, wo es den Herren paßt! Denn damals waren ganz andere Zeiten, davon kann man reden, wie man will, denn man hat keine Zeugen zu fürchten; damals bildeten sich Pflanzen und Tiere von selbst, eins ging in das andere über — ja nach dem bekannten Darwinschen Kampf ums Dasein fielen Tiere ins Wasser, aber ertranken nicht wie heutzutage, wenn sie nicht schwimmen konnten, sondern bekamen Flossen und Schwimmhäute; heutzutage bricht sich ein Tier die Knochen, wenn es vom Turm fällt, dazumal bekam es Flügel; heutzutage stirbt ein Pferd, wenn es sein Futter hoch oben auf einem Baum hat, dazumal aber wuchs ihm der Hals lang und es ward zu einer Giraffe — nur der arme Mensch ist zu kurz gekommen im Kampfe ums Dasein — der hat keine Flügel, keine Krallen bekommen, ja er hat noch die schönen großen Eckzähne verloren, die er vom Affen geerbt!! Darwin sagt Seite 18 („Die Abstammung des Menschen"): „Es könnte sein, daß die Voreltern des Menschen während einer langen Zeit ihre Ohren nur wenig bewegten und dadurch das Vermögen, sie zu bewegen, verloren," und weil dies so sein könnte, so ist es nun so! Darwin selbst muß sagen, daß die Affen außer Stande sind, nur einen Stein mit Genauigkeit zu werfen; sie öffnen wohl Früchte mit den Händen, aber sehr ungeschickt, sind nur zum Klettern gut. Vom Feuermachen, Kochen, Pflanzen ist gar nicht die Rede bei ihnen! Er selbst bezeichnet die aufrechte Stellung als einen Hauptunterschied des Menschen vom Affen. Seite 122 erörtert er den Vorzug, den der Mensch durch seine Hände bekommen: Wie wurde der Affe zum Menschen? Um die Hände recht zu gebrauchen, dürfen sie nicht zur Fortbewegung dienen, dazu muß der Körper fest auf den Füßen stehen. „Um diesen großen Vorteil zu erlangen, sind die Füße platt geworden. War es ein Vorteil für den Menschen,

seine Hände und Arme frei zu haben und fest auf seinen Füßen zu stehen, dann kann ich keinen Grund sehen, warum es für den Urerzeuger des Menschen nicht vorteilhaft gewesen sein sollte, immer mehr aufrecht oder zweifüßig zu werden.“ Und solches Zeug wagt Darwin in die Welt hinauszuschreiben und solches Zeug wird von deutschen Gelehrten willig angenommen! Es könnte sein — sind das Erfahrungen, Thatsachen, Beweise! „Ich kann nicht sehen, warum es nicht vorteilhaft gewesen sein sollte,“ vorteilhaft — ja wie viel ist vorteilhaft, aber man hat es deshalb doch noch nicht! Jetzt zum Winter möchte dem Menschen ein Pelz sehr vorteilhaft sein — aber wächst ihm deshalb einer zu? Am lächerlichsten aber ist Darwins Erklärung der Nacktheit des Menschen. Darüber macht er sich viel Kopfzerbrechen. Der Mensch stammt doch, meint er, von einem behaarten Tier ab und die Nacktheit sei so nachteilig, der Mensch dadurch so viel Erkältungen ausgesetzt. Er kann der Sonne die Wirkung nicht zuschreiben, denn gerade die obere der Sonne zugekehrte Seite der Tiere ist die am meisten behaarte. Endlich sagt er: „Die Frau verlor zuerst ihr Haarkleid zu ornamentalen Zwecken“ d. i. aus Eitelkeit, der Schönheit wegen, und, fährt er fort, nach dieser Annahme ist es durchaus nicht überraschend, daß der Mensch in Bezug auf das Behaartsein von allen seinen niedriger gestellten Brüdern so beträchtlich abweicht.“ Natürlich überrascht ihn das nicht — „um uns den allmähligen Prozeß der Denudation (hier — Enthaarung) vorzustellen, ist es gut, sich des neuseeländischen Sprichworts zu erinnern, daß es für einen haarigen Mann keine Frau gibt“ — wäre es da nicht einfacher an das Sprichwort zu denken: wenn sich die Könige zanken, müssen die Bauern Haare lassen? Die weiblichen Affen haben Backenbärte, die menschlichen Frauen haben diese abgelegt, die Männer aber behalten. Nun kann jeder, der eine Glatze auf dem Kopfe hat, sagen: ich habe sie der Schönheit wegen, zur Zierde! — Der größte Eiferer für die Abstammung des Menschen vom Affen in Deutschland ist Karl Vogt, der sogenannte Affenvogt — was nimmt er zum Beweise? Die Blödsinnigen, die ein kleines Gehirn haben — aber nur, weil die Knochen zu früh zusammengewachsen sind — die sollen die Uebergangsstufe zu den Affen bilden. Aber Dr. Gleis-

berg in Dresden nennt das eine Seiltänzerei Vogts. Der menschenähnlichste Affe hat ausgewachsen nur 500 Kubikcentimetres Gehirn — damit wird ein menschliches Kind schon geboren und bekommt dann im ersten Lebensjahre 500 mehr. Diese sprungweise Entwicklung fehlt dem Affen gleichfalls, bei ihm geht es langsam von Jahr zu Jahr. Der Neger hat einmal bis anderthalbmal so viel Gehirn als der Affe, dazu stehen ihm die Augen weit auseinander, er hat ein Kinn, Füße u. s. w. Im Kampfe um das Dasein vermehrt sich nach Vogt das Gehirn; so würden unsere Nachkommen immer größere Köpfe bekommen, das wäre, sagte er, eine Entschädigung für die mangelnde Unsterblichkeit! Wir nehmen uns aber einen andern Trost daraus. So würden die Yankees auch noch einmal Dickköpfe! Aber Büchner korrigiert seinen Genossen — und es ist gut, daß immer ein Materialist den andern korrigiert, — damit wir keine Angst zu haben brauchen, daß unsere gelehrten Nachkommen Köpfe wie Biertonnen tragen werden: es komme nicht nur auf die Masse, sondern auch auf die Beschaffenheit des Gehirns an. Fragen wir nun weiter nach dieser Beschaffenheit, so erklärt Büchner, daß uns die Zusammensetzung und Substanz des Gehirns freilich noch ein Geheimnis sei! Wie leichtfertig diese Herren zu Werke gehen, kann man aus den von Vogt selbst angegebenen Zahlen sehen. Auf dem Pariser Kirchhof wurden 115 Schädel aus dem 12. Jahrhundert gemessen, sie hatten 1425 Kubikcentimetres, aus dem 19. Jahrhundert 35 Schädel mit 1403 Kubikcentimetres, also weniger und nicht mehr! Nur aus der Zeit des ersten Napoleon 17 Schädel mit 1517 Kubikcentimetres Kapacität, aber wir können mit dem Dr. der Medizin Gleisberg sagen: das war aber auch eine Zeit, wo der Größenwahn der französischen Nation zu Kopfe stieg. („Kritische Darlegung der Urgeschichte des Menschen.") Der größte Physiologe der neuesten Zeit Blumenbach wies den Unterschied im körperlichen Bau des Menschen und des Affen nach: die Affen haben ihren Gang auf allen Vieren, sind zum Klettern bestimmt, die Hinterhände zum Umfassen der Aeste, der aufrechte Gang ist ihnen nicht natürlich, sondern erkünstelt, die Kniee eingesunken, sie können es nicht lange aufrecht aushalten, werfen sich auf alle Viere, wenn Gefahr droht, um fortzulaufen, dagegen der

Mensch kann es schon seines Kopfes wegen nicht auf allen Vieren aushalten u. s. w. Aber freilich — etliche Affen haben aus Liebe zu ihren Jungen sich selbst gezwungen und das ihnen Widernatürliche gethan, um den Nachkommen ein besseres Los zu bereiten! Sie haben sich bemüht, Menschen zu werden, sind so lange auf ihren Hinterhänden gegangen, bis diese zu Füßen wurden u. s. w. — und solche Märchen soll nun ein vernünftiger Mensch glauben, sonst schilt man ihn einen Dummkopf und Obskuranten! Der Naturphilosoph Steffens hebt hervor, daß ein Kind auch auf dem Rücken liegt und so klar und freundlich aufschaut — das kann kein Tier! Die Materialisten sind der Meinung, daß sich die Hände mit der Zeit in Füße verwandeln — wenn sie nur die Affen an aufrechten Gang gewöhnen können. Darum ist in England der Vorschlag gemacht worden, die Affen nicht mehr in Käfige zu stecken, sondern sie in Schulen zu schicken — welche Träume haben doch diese Leute! Es war einmal ein Affe, der so klug war, daß er anfing Mensch zu werden, aber das ist schon so lange her, daß keiner davon etwas weiß — nur Darvin, Vogt, Büchner wissen davon! Die sprechen aus Erfahrung, wie sie sagen. Ein Naturforscher (?) sogar erhebt die kindliche Frage: warum sollten nicht in den großen Kelchen der Riesenblumen in den tropischen Ländern statt der Käfer und Schmetterlinge sich ebenso gut Menschenkinder eingefunden haben, so schön geschaukelt und eingehegt von den mächtigen Blüten?" Ja, warum nicht?! Ich denke, nach dem, was wir bisher von den Grundlagen des Materialismus gehört, brauchen wir uns unseres Glaubens nicht zu schämen, und wenn Vogt das bekannte Wort unter sein Bild schreibt: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergeblich," so betonen wir: mit der Dummheit allerdings — und sagen: das Wort paßt da recht hin — denn bis jetzt hat man weder ihn noch seine Genossen zu Verstand bringen können. Ja, wenn der Materialist nur dabei bliebe, Märchen zu erzählen — aber er macht Ernst mit seinen Märchen — will die ganze Welt umgestalten! Ist aber der Materialismus trotz aller Unverschämtheit, mit der er zu imponieren sucht, dem vernünftigen Denken entgegen und hat er darum alle Wissenschaften gegen sich aufgehetzt, so ist er auch der entschiedenste Feind aller Moral — und was würde folgen, wenn er

nur konsequent wäre! Freilich Büchner verwahrt sich gegen die Konsequenzen — er meint, zwischen dem Materialismus des Denkens und dem des Lebens sei ein großer Unterschied — aber wir beurteilen einen Baum nach seinen Früchten und so auch jede Lehre und haben ein volles Recht dazu. Wir wenden uns nun zu den moralischen Anschauungen des Materialismus.

II.

Nach der Lehre des Materialismus gibt es kein anderes Recht, als das des Stärkeren d. h. „Gewalt geht vor Recht,“ keine andere Moral als die des Nutzens; es gibt nach derselben keine Pflicht, keine Verantwortlichkeit, kein Gewissen, kein Weltgericht, kein zukünftiges Leben, der Mensch hört mit dem Tode auf zu existieren, es ist alles gleich, ob er recht oder unrecht gethan. Darum, sagt Büchner, soll man sein Leben so genußbringend als möglich einrichten, das nennt er denn ein ideales Leben und verspricht seinen Anhängern „eine früher nie geahnte Ruhe, Klarheit und Milde und den Sieg des echten Menschentums über die finstern Geister der Vorzeit.“ Wir werden sehen, welch echtes Menschentum der Materialismus uns bringen will. In der bittersten Weise spricht er Seite XXVIII von den Rückschritten der Völker durch das Christentum und preist das „glänzende und erhebende Bild griechischen und römischen Altertums.“ Aber da geht es ihm wie gewöhnlich: er widerspricht sich selbst; denn Seite 190 sagt er: „Die alten Griechen besaßen kaum eine Ahnung von dem, was wir heutzutage unter Scham und Sittenhaftigkeit in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse begreifen. Ehebruch und jede Art geschlechtlicher Vermischung war bei ihnen ganz gewöhnlich und wurde bei ihnen ohne die geringste Scheu vor Tadel oder Oeffentlichkeit betrieben.“ — Und wie war es in Rom, als der Materialismus dort herrschte? Da lese man die Laster, die Paulus Römer am ersten anführt, und will man die grauenvolle Schande der unnatürlichsten Art, die zu erzählen schon sündhaft wäre und die im heidnischen Rom gang und gäbe war, näher kennen lernen, so lese man die römischen Schriftsteller selbst, besonders Petronius. Außerdem herrschte ein solcher sinnloser Uebermut,

daß man mit lebendigen Menschen die Fische fütterte, Hunderttausende für eine einzige Mahlzeit ausgab, dazu in der grausamsten Art ganze Länder aussog, daß man, wenn man in Gesellschaft ging, Brechmittel mitnahm, um, wenn man sich voll gegessen, sich zu erbrechen und dann von neuem zu schwelgen — und auf der anderen Seite eine stets unzufriedene, neidische Volksmasse, die nach Brot und Spielen (panem et Circenses!) schrie, Vergnügen und Versorgung begehrte, Arbeit und Sparsamkeit haßte — gerade wie wir dies auch heutzutage in weiten Kreisen als Frucht der materialistischen Lehren finden! Das ist das glänzende Bild des Altertums. Wir verkennen nicht die große Bedeutung Griechenlands und Roms, aber von Humanität, von dem Siege echten Menschentums finden wir selten eine Spur — das ist gerade der Hauptgrundsatz des Christentums: zu echten Menschen, zu Kindern Gottes zu machen durch die Erlösung von Sünde und Strafe, in Christo geschehen. Gerade zu jener Zeit, da der Materialismus in Rom und Griechenland herrschte, trat das Christentum auf und eroberte die alte Welt und brachte bald nachher den wilden deutschen Völkern den Segen der Kultur. Wenn, wie Büchner anführt, die Menschen mit dem Christentum so viel Böses gethan, was thun sie erst ohne dasselbe? Wir sind keineswegs gewillt, alle Verfolgung und Rohheit christlicher Völker zu rechtfertigen — aber daran hat das Christentum keine Schuld, sondern die verdorbene menschliche Natur. Ein Blick auf die Heidenwelt kann uns da genug des Verderbens zeigen. Wie froh können wir sein, daß die Materialisten den Sieg nicht errungen haben — doch, hoffen wir zur Ehre des gesunden Menschenverstandes, daß er ihn auch nicht erringen wird — wir rufen ihm zu, was Dinter jenem Schullehrer in Ostpreußen, der seine Schule ganz miserabel verdorben hatte, aber dachte, er wäre der rechte Meister. Dinter begann nach der Revision: „Ich freue mich" — — der Schullehrer lächelte in Erwartung des Lobes — „ich freue mich, daß es Ihnen trotz aller Versuche nicht gelungen ist, den Verstand der Kinder totzuschlagen." — Es wäre die Folge Büchnerscher Lehren die Aufrichtung der roten sozialdemokratischen Republik, des Kommunismus, wie er in Paris eine Weile sein schauerliches Treiben geübt hat. Die Kom-

munisten wollen mit den Reichen teilen, aber nicht mit den Armen, ihr Grundsatz ist: was dein ist, das ist mein, und was mein ist, das ist auch mein! Die Sozialisten wollen alles erniedrigen, um selbst in die Höhe zu kommen. Eine soziale Gleichheit des Standes gibt es allerdings „in der Gesellschaft der Schafe, der Esel, und des Rindviehs" (Riehl) — aber in der menschlichen Gesellschaft sind und bleiben Gliederungen. Eltern, Kinder, Reiche, Arme, Faule, Fleißige, Sparer, Verschwender — kurz alle Träume vollständiger Gleichheit sind eitel Thorheit — uns genügt die Gleichheit vor Gott im Himmel und vor dem Gesetz auf Erden. Wir sind gewiß für die Verbesserung der Lage vieler Arbeiter, für Erhebung der Unterdrückten, Beseitigung der sozialen Schäden — aber wer da denkt, durch Bosheit und Mord, durch Dynamit, Gottlosigkeit und Frechheit Klassen der Gesellschaft zu erheben und zu verbessern, der will den Satan durch Satanas austreiben und Böses thun, auf daß Gutes herauskomme. So bessert man nicht, sondern verdirbt noch mehr! — Büchner hält es nicht für unrecht, die Leibesfrucht zu töten; denn, sagt er, die ungebornen Kinder haben noch keine Seele! Höchstens könnte es der Staat aus volkswirtschaftlichen Gründen verbieten! Ebenso wäre es ja auch nach Büchners Lehre nicht unrecht, Menschen im Schlafe umzubringen — denn im Schlafe haben sie ja keine Seele!! Das Töten der Schwachen, Alten, Kranken ist bereits in England viel empfohlen, weil sie doch unnütz seien — bald wird man noch zur Menschenfresserei kommen — denn es ist doch schade um so viel Fleisch! Ein Führer der Materialisten sagte: „Werft meinen Leib auf den Mist, damit er doch etwas nütze" — das war freilich auch der passendste Ort für ihn; wir aber sehen unsern Leib als Werkzeug und Wohnung des Geistes an und warten auf seine Auferstehung. Jetzt gehen die Materialisten in Deutschland mit dem Plane um, die Frauen systematisch zu verderben: haben wir erst die Frauen gewonnen, sagen sie, dann wehe der Kirche! Da kommen sie mit der freien Liebe, mit der Auflösung der Familienbande und des Familienlebens. Aber wir hoffen von den Frauen, besonders den deutschen Frauen, nach der bisherigen Erfahrung, daß sie sich nicht werden verführen lassen, sondern ihren verkommenen Män-

nern gehörige Gardinenpredigten halten — nein, rechte, züchtige Frauen wollen nicht aus dem Ehestand einen Viehstand machen lassen! Das Ziel des Materialismus ist: Auflösung und Verwesung; ein Pesthauch geht von ihm aus, wie vor der französischen Revolution, wo die Vornehmen dem Materialismus huldigten und bald genug von dem Volke ihren Lohn empfingen. Da schrieb der von Büchner gepriesene *de la Mettrie* sein berüchtigtes Système de la nature; darin sagt er: „Der feinste Kitzel der Sinne ist unser einziges Gut; das macht allein auch ohne Ehre glücklich. Dies zu erhalten, muß uns die Pedanterie der Tugend nicht hindern. Sie ist ein Hirngespinnst, eine Brut der Kunst, ein fremdes Gewächs. Die Reue muß man aus den Gedanken verbannen und das unbequeme Gewissen betäuben, bis es nicht mehr sprechen kann. Gott, Gewissen, Vorsehung, Gericht, Ewigkeit sind Gespenster, die keinen wirklich vernünftigen Menschen schrecken. Tugend und Laster sind leere Töne. Die größte Sorge des vernünftigen Menschen besteht darin, daß er seine Lüste befriedige." Da seht ihr das Ende vom Liede und so schließt Büchner sein Buch würdig des Anfangs mit einer Stelle aus de la Mettrie. Cicero sagt: „Dem Schweine ist die Seele gleichsam als Salz gegeben, damit es bei lebendigem Leibe nicht verfaule", und Göthes Worte charakterisieren jene Richtung: „Mir ist so kannibalisch wohl, als wie 500 Säuen." Der selige Dr. Stohlmann hat in seiner Schrift: „Sonntag oder nicht?" die Gesinnung der Materialisten trefflich geschildert. Da spricht so ein Repräsentant der (un)reinen Vernunft:

„Junge, das Geld ist doch des Weisen wahrer Gott
Und alles andre schöne Redensart.
Was schert mich eure Kirche, eure Pfaffen,
Was euer Blitz und Donner!
Schützt mein Haus nicht Franklins Eisenstange,
Hab' ich nicht mein Vieh, mein Korn vor Schaden gut versichert!
Der Gott, der selber sich die Hände band, ist minder Gott als ich;
Ich fürcht ihn nicht. Und göß' der Regen eimerweis
Herab, und schickt er Frost, daß Meer und Fluß erstarrt,
Ich sitze warm und trocken hinterm Ofen,

Verschmause eine Gans, ein Kalb, ein Ferkel
Und trinke Bier und Wein, bis ich entschlummere.
Ich recke mich in meinem weichen Bett
Und frage nicht nach Regen, Sturm und Schnee.
Die Erde muß, sie wolle oder nicht, Gras schaffen,
Mästen meine reichen Herden;
Und diese opfr' ich meinem Gott, dem Bauch,
Dem größten Gott, für mich dem einzigsten.
Sich täglich voll zu fressen, voll zu saufen
Und sonst um nichts sich kümmern, das ist Weisheit!"

Wir aber sagen zu solchem Menschen: pfui, du Schwein! Das soll die echte rechte Menschlichkeit sein! Solche Leute sind ja viel schlimmer als alle wilden reißenden Tiere. Die Materialisten, die so viel von Gesetzen reden, leugnen alle moralischen Gesetze — sie erkennen nur mechanische an — der Katechismus der Kommunisten setzt das gerade Gegenteil aller zehn Gebote; er sagt: du sollst andere Götter haben, du sollst den Feiertag nicht heiligen, du sollst deinen Vater und deine Mutter nicht ehren, du sollst töten, ehebrechen, stehlen u. s. w. Man kann freilich keinem die Verbindlichkeit des Sittengesetzes beweisen, jeder aber fühlt es in seinem Herzen — und wer da streitet und sagt: Stehlen, Lügen, Trügen sei recht, den halten wir für einen sehr verkommenen Menschen. Kinder wissen den Unterschied von Recht und Unrecht, Gut und Böse — und hier müssen wir das gegen Große verteidigen. Ein Krebs wird rot, wenn er gesotten wird, aber diese Leute sind so hart gesotten, daß sie nicht mehr erröten können, und dann schreibt der Materialismus mit der berüchtigten Adele Spitzeder vor seine Thüre: Thue recht und scheue niemand! Wie erklären die Materialisten das Gewissen? Nach ihren Grundsätzen dürften Reue, Vorwürfe des Gewissens garnicht vorkommen. Das Gewissen bezeugt uns, daß wir anders hätten handeln sollen und können, es bezeugt also negativ unsere Freiheit, positiv unsere Knechtschaft. Wie wird in der Erziehung gewarnt, gestraft, gebessert, gelehrt! Kein Mensch denkt daran, ein Kind als eine Maschine zu behandeln, die vom Phosphor und anderen Stoffen getrieben wird, sondern man behandelt sie als verantwortliche, zurech-

nungsfähige Wesen. Der Materialismus aber, der das Gewissen und damit die Freiheit leugnet, betrachtet die Menschen als unzurechnungsfähig, also als Tiere, Narren oder Babies. So hört denn auch alle Rechtspflege auf. Das ist denn das Ende der materialistischen Lehre. So verwickelt sich der Materialismus auch auf moralischem Gebiet in die größten Widersprüche mit der Erfahrung. Wie wunderbar reich ist das moralische Gebiet, wie viel Fragen, wie viel Kämpfe, der harte Streit zwischen Neigung und Pflicht, Opferwilligkeit, Ergebung, Freiheit, Ehre, Vaterlandsliebe, die reiche Fülle mannigfaltiger Tugenden — und das alles soll nur Einbildung sein — warum? Weil die Materialisten es so sagen! Aber Liebe oder Haß, Freundschaft oder Feindschaft, Ergebung oder Murren, Treue oder Untreue, Ehrlichkeit oder Falschheit sind keine Einbildungen, sondern erfahrungsmäßige Realitäten. Der Materialismus sagt: handle nach deinem Nutzen — und, da das Recht des Stärkeren gilt, zwinge den Schwächeren, beuge dich vor dem Stärkeren — während Luther, mit der Hand auf dem Bibelbuch, der Welt gegenüber ausruft: „Es ist nicht geraten, etwas wider sein Gewissen zu thun," die Freiheit des Gewissens errungen und verteidigt hat und da nur rechte Freiheit ist, wo das Gewissen frei ist — ist der Materialismus der Totenvogel der Knechtschaft. So war es in Griechenland, so war es in Rom, so war es in Frankreich, so war es in Deutschland — wer kennt nicht die miserabeln Verhältnisse in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts! — die Ernte materialistischer Aussaat bleibt nicht aus; wer Wind säet, wird Sturm ernten, und in grausiger Wahrheit erfüllt sich das Wort: die Sünde ist der Leute Verderben! Haben auch die Materialisten das Wort: „Sünde" aus ihrem Wörterbuch gestrichen, so ist die Sünde selbst desto größer bei ihnen, — und nun schaut gegenüber dem wirren Durcheinander materialistischer Verkommenheit das stille, selige, friedliche Leben der Gotteskinder, gewiß in dem auch historisch überreichlich bezeugten christlichen Glauben, voll Hoffnung auf die selige Ewigkeit gerichtet, wo alle Rätsel dieses Lebens sich lösen sollen, darum auch in Krankheit, Armut, Trübsal und im Sterben nicht verzweifelnd, sondern getröstet, nicht als Träumer, sondern mit Ernst und Eifer auf dem Arbeitsfelde dieses Lebens be-

schäftigt und so sich auf jene Welt vorbereitend, da wir ja in dieser trotz aller materialistischer Einladungen zum Genießen doch nicht bleiben können — ja wir halten an der Bibel fest, darum sind wir den Materialisten so zuwider und gilt der Vers:

Es warf einst Luther, wie man spricht,
Sein Tintenfaß dem Teufel ins Gesicht.
Ach Herr, wie ändern sich die Zeiten:
Jetzt schleudert mancher arge Wicht
Sein Tintenfaß nach wackeren Leuten.

Ich schließe diese mit Absicht kurz berührten aller moralischen Erfahrung der Menschen widerstreitenden, materialistischen Einbildungen wie jener einfältige märkische Bauer vor etwa 150 Jahren. Damals war der Tabak noch so selten in Deutschland wie schwarze Leute. Als diesem der schwarze Kammerdiener Friedrich Wilhelm des I., da er ihn so verwundert anstarrte, aus seiner dampfenden Pfeife zu rauchen anbot, rief er: „Nee, gnädigster Herr Düwel, ick freet keen Füer!“ Wenn die Herren Materialisten auch weiß aussehen, so sagen wir doch: „Nee, Herr Düwel, ick freet keen Füer!“

III.

Wir haben freilich keine Affen mit großen Eckzähnen und langen Schwänzen zu Gewährsmännern und Vorfahren wie jene, wohl aber die Apostel und Propheten und nehmen unsern Glauben aus dem Bibelbuche Alten und Neuen Testamentes. Da höret das Urteil eines Mannes, der von den Ungläubigen so hoch geehrt wird; Göthe sagt: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet wird, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker.“ „Ich behaupte, daß man an der Bibel einen Menschen vollkommen tüchtig heranbilden kann.“ Das ist das Urteil Göthes! Die Bibel braucht unsere Verteidigung nicht, sie verteidigt sich selbst am besten. Kein Buch der Erde hat mehr Widerspruch erfahren, keines größere Siege erfochten, keines hat größere Verbreitung. Am bittersten sind die Angriffe ungläubiger Theologen. Der bekannte

David Strauß sagt: Wunder sind nicht möglich, also fort mit allen den Stücken der Bibel! Wir sagen aber: halt, nicht so schnell — beweise erst, daß Wunder nicht möglich sind. Sein Lehrer Ferdinand Baur sagt von der Bergpredigt Matth. 5—7: sie könne so nicht von Jesu gehalten worden sein — dazu wäre sie zu sehr geordnet! Also wenn nicht in rechter Ordnung, dann wäre sie echt! Da sieht man die Kindereien. Heutzutage nun greift Strauß und Genossen auf die Naturwissenschaften zurück, um die Bibel zu bekämpfen — aus diesem Kampfe heben wir hier die urgeschichtlichen Beweismittel hervor. Da ist es zuerst die Geologie oder die Lehre von der Erde und ihrer Bildung, die uns zu beschäftigen hat. Gegen 1. Mose 1. ist der heißeste Kampf entbrannt, aber seltsam: je mehr Moses angegriffen wird, desto mehr wird sein Schöpfungsbericht anerkannt. Johannes schreibt in seinem Evangelium: im Anfang war das Wort! Burmeister, Vogt, Büchner rufen dagegen: im Anfang war der Dunst! Dieser Dunst hätte sich an einigen Stellen zusammengeballt — obgleich nach der Erfahrung die gasförmigen Körper gerade umgekehrt das Bestreben haben, sich so weit als möglich auszudehnen d. i. die Atome so weit als möglich voneinander zu entfernen; dann hätte sich die Dunstmasse in Bewegung gesetzt — woher das gekommen, erfährt man auch nicht! — und zwar sehr vernünftiger und anerkennenswerter Weise in die Runde gedreht — warum gerade herumgedreht, wird uns auch nicht gesagt! — und nun geht es weiter glatt wie geschmiert: durch solche Umdrehung wäre der Dunst immer dichter und heißer geworden, zuletzt ganz feurig flüssig. Nun sollte man denken, das ginge immer so weiter fort wie bei der Sonne, die ja feurig flüssig ist, wie man heutzutage lehrt — aber nein, sagen sie: diese Dunstmasse hätte sich abgekühlt — doch zuvor hätten sich große Massen losgerissen, man begreift auch nicht, woher das gekommen, natürlich ist das so zufällig gekommen und gut ausgefallen, aus diesen Massen habe sich dann ein Weltkörper nach dem andern gebildet, Sonnen, Planeten, Monde, Kometen u. dgl. Und alle diese hätten sich dann auch angefangen abzukühlen; die Dämpfe wären kochendes Wasser geworden, endlich sei auch das Wasser erkaltet, aber im Innern z. B. der Erde sei alles feurig flüssig geblieben und durch dies Feuer sei die

Erdrinde oft durchbrochen worden — und so hätte sich allmählich die jetzige Gestalt der Erde gebildet, das Land sich über das Wasser gehoben, Pflanzen wären entstanden, dann Tiere und zuletzt der Mensch. (Man sieht, wie auch diese Naturforscher am Ende ganz ähnlich der Schöpfungsgeschichte 1. Mose 1. reden). Da rechnen nun die Leute 353 Millionen Jahre bis zur Abkühlung der Erde; sie wollen natürlich nichts von Gottes, des Allmächtigen, Schöpferthätigkeit wissen. Sie werfen mit Millionen um sich, gerade wie in früherer Zeit die Kinder in den Schulen immer mit Millionen rechneten, wo sie doch niemals im Leben mit Millionen zu thun bekamen; jetzt rechnet man vernünftigerweise mit kleinen Zahlen. Und so ist es auch in der Naturforschung. Es ist gut, wenn man da auch andere hört. Da sieht man, wie die einen den anderen widersprechen, wie unsicher und ungewiß alle diese Behauptungen der Naturforscher sind. Als ich noch zur Schule ging, da wurden die ausgelacht, welche die Sonne für eine feurigflüssige Kugel hielten, und mein Vater, der dies steif und fest behauptete, hatte viel dafür zu leiden. Man lehrte damals allgemein mit Humboldt, daß die Sonne eine leuchtende Hülle hätte (eine sogenannte Photosphäre), sie selbst aber wäre kalt und finster. Nun, nachdem Kirchhoff durch die sogenannte Spektralanalyse verschiedene feurigflüssige Elemente im Sonnenkörper nachgewiesen, werden die ausgelacht, welche Humboldt folgen, und man lehrt jetzt wieder wie Anaxagoras in Athen vor über 2300 Jahren, daß die Sonne eine glühende feurige Masse sei. Ei, wenn nun Menschen ihren Glauben und ihre Seligkeit auf solche Behauptungen gründen wollten!! Wie schlimm würden sie da fahren! Was die Bildung der Erde betrifft, so wurde von dem berühmten Werner in Freiberg gelehrt: alles sei aus dem Wasser entstanden (ähnlich wie 1. Mose 1); dagegen erhob sich der Plutonismus: alles habe feurigen Ursprung, und nun lehrt der Chemismus, die Erdbildung sei in chemischen Prozessen vor sich gegangen. Nachdem Laplace in Paris den Urnebel als den Anfangszustand der Welt bezeichnet und gelehrt, daß die Dunstmassen sich voneinander getrennt und so durch Absonderung die Weltkörper entstanden seien, lehrt man in neuerer Zeit das gerade Gegenteil: nicht durch Tren-

nung, sondern durch Zusammenkommen (Accretion) verschiedener Urnebel sei das geschehen! Wem soll man da glauben!

Vogt und Burmeister lachen über die 6000 Jahre der Welt nach der biblischen Zeitrechnung, der große Naturforscher Cuvier aber bewies dies aus geologischen Gründen. Die französischen Zeitungen erklärten da: Cuvier sei ein Protestant, er habe von Jugend auf eine besondere Vorliebe für die Bibel gehabt. Da paßt es nun den nebulierenden Welterklärern schlecht, daß sich die größten Chemiker gegen sie wenden und ihnen sagen, daß sie nichts von der Chemie verstehen. So nennt Liebig den Zustand der Geologie einen niedrigen. Nepomuk Fuchs, der Veteran der chemischen Schule, erneuerte den Neptunismus des hochberühmten Geologen Werner. Der große Chemiker Berzelius nennt alle Geogonien verunglückte Dichtungen. Sogar die Lehre vom feuerflüssigen Erdinneren ist von bedeutenden Forschern verworfen und die Wärme in der Tiefe durch den Luftdruck, die heißen Quellen und vulkanischen Erscheinungen durch chemische Prozesse erklärt worden. Man hat nämlich bei Bohrversuchen und in Gruben und Brunnen bemerkt, daß die Wärme alle 92 Pariser Fuß um 10 Grad (Celsius) zunimmt; daraus schließt man, daß, wenn es so weiter fortgeht, in der Tiefe von 5¼ geographischen Meilen der Granit in geschmolzenem Zustande sein müsse. Humboldt spricht sich darüber (Kosmos I. 184) sehr vorsichtig aus; er läßt es unbestimmt, ob die Wärmezunahme im Erdinnern unbegrenzt oder begrenzt ist. Ja der Naturforscher Andreas Wagner erklärt in seiner „Geschichte der Urwelt": „Der Mathematiker Poisson und der Physiker Prechtl haben dargethan, daß die Erde in ihrem Inneren keine höhere Temperatur besitzt, aber die geologischen Feueranbeter wollen nichts davon hören." Der bekannte Geologe Cotta sagt in seinen „geologischen Bildern": „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Temperatur im Erdinnern ganz gleichmäßig zunimmt; ja in einzelnen Fällen hat man bereits eine kleine Abnahme mit der Tiefe beobachtet." Gegen die ganze Feuerlehre spricht folgende Thatsache der Erfahrung: Keine geschmolzene Masse, so lange sie mit einer ungeschmolzenen Rinde bedeckt ist, läßt sich über ihren Schmelzpunkt erhitzen. Erhitzt man sie darüber, so

gerät die starre Schlackenschicht wieder in Fluß. Es ist also nicht daran zu denken, daß eine so ungeheure Hitze im Erdinnern herrscht, während die Erde von einer erkalteten Rinde umgeben ist. Die feurige Masse muß sich erst durchweg bis zum Schmelzpunkt abkühlen, ehe sie sich mit einer Rinde bedeckt. Dies hat der berühmte englische Geologe Charles Lyell in seinen Principles of Geology ausgeführt. Es haben darum viele Naturforscher das Erdinnere als fest und sehr schwer angenommen. Wo bleibt da aber der anfängliche Dunst? Nun, in den Köpfen der Erfinder. — Sodann machen sich so manche Naturforscher über die gewaltsamen Erschütterungen und Durchbrechungen der Erdoberfläche, wie Burmeister sie lehrt, lustig und sagen: Die heutigen Vulkane arbeiten so schrecklich, zertrümmern alles, was ihnen in den Weg kommt — aber damals! Ja, da haben sie so zart gearbeitet, die Erdschichten so sanft gehoben und sich in die anderen Gesteine so ruhig eingeschmiegt! So sagt Professor Fuchs: „In gemengten Gebirgsarten wie im Granit sind die einzelnen Mineralien so in- und durcheinander gewachsen, daß man sagen muß: sie sind gleichzeitig entstanden, und doch sind sie von ganz verschiedener Schmelzbarkeit; Quarz, der eine Bestandteil des Granit, ist so äußerst schwer schmelzbar, dagegen schmelzen Feldspath und Glimmer leicht — am Quarz, so sagt die chemische Schule, zerschellt die Lehre des Plutonismus. Denn lassen sich manche Gesteine trotz der ungeheuersten Hitze nicht einmal schmelzen, viel weniger in Dampf verwandeln, so steht jene Meinung von der Weltbildung aus Urnebel, Dunst und Dampf im Widerspruch mit der Erfahrung. Der Altmeister Göthe sprach seinerzeit von dieser neuen Art der Welterklärung: „Ich verfluche diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Konsens zu widersetzen Mut hat." Das ist Göthes Urteil! Ich hatte auf Schulen auch immer davon gehört, wie das Klima früher so anders gewesen und wie aus dem Erdinnern so viel Wärme gekommen wäre, daß auf der ganzen Erde ein tropisches Klima geherrscht hätte. Das lernt man von Jugend auf und es fällt einem nicht ein daran zu zweifeln. Die Erde, sagen sie dann, wie vorhin bemerkt, sei allmählich erkaltet und nun

sei es so kalt in Sibirien, überhaupt im hohen Norden und tiefen Süden. Zum Beweise führte man urweltliche Elephanten (die Mammute) an, die in Sibirien im Eise eingefroren gefunden worden sind, und sagte: seht, in alter Zeit haben in Sibirien Elephanten gelebt; es ist dort also so warm gewesen, wie jetzt in der heißen Zone. Nun sollte freilich ein Kind denken: die dummen Elephanten! bleiben da so lange, bis es so kalt wird, daß sie im Eis einfrieren! Warum ziehen sie nicht bei Zeiten in wärmere Länder! Oder, wenn sie in der heißen Zeit da gestorben sind, wie konnten sie so lange da liegen ohne zu verwesen, bis nach so vielen Tausend und aber Tausend Jahren die Eiszeit kam! Doch darüber fand ich unlängst den rechten Aufschluß — und sehe, daß man nicht so schnell den Naturforschern glauben muß. Der im Jahre 1804 in Sibirien gefundene urweltliche Elephant hatte ein zottiges Fell mit braunroten, 30 Centimeter langen Borsten und schmutzig weißes, 5 Centimeter langes Wollhaar, also einen schönen warmen Pelz! Wo bleibt da das heiße Klima! Und diese Mammute haben, wie man aus Bildern derselben in urweltlichen Höhlen und aus Knochen, von Menschen gespalten und verarbeitet, schließen muß, mit den Menschen zu gleicher Zeit gelebt! Ferner: zu jenen alten Zeiten herrschte in Europa und anderwärts die sogenannte Gletscher- und Eiszeit. Skandinavien, Großbritannien, das nördliche Frankreich, Holland, Belgien, Norddeutschland, Polen waren mit einem Eismeer bedeckt, die Gletscher der Alpen reichten bis Bayern und Schwaben — wo bleibt da die gemütliche Wärme, von der jene Herren so viel reden! Heutzutage friert es nicht, wenn es warm ist — aber dazumal, ja da war es anders! Da war die Erde so heiß, daß überall eine tropische Hitze herrschte — aber halb Europa und Asien war dabei zugleich mit Eis bedeckt. Und weiter: war die Erde so heiß, so doch auch das Wasser — und nun denke man sich die kaltblütigen Fische im warmen Wasser! Man hat ja Abdrücke von Fischen in den Steinkohlen gefunden und die Steinkohlenformation setzen jene Herren in die Zeit, da die Wärme aus dem Erdinnern noch die Erdrinde und das Wasser durchdrang. Doch ich komme nun zu den Steinkohlen. Da liest man in den Büchern von den dicken Baumstämmen, aus de-

nen die Kohlen entstanden seien, wie lange dieselben Zeit gebraucht, um zu wachsen und dann zu verkohlen. So sagt Prof. Bischoff: „1. Wir setzen voraus, die Vegetation habe der Quantität nach in der Steinkohlenperiode ebensoviel betragen wie heutzutage. 2. Die Pflanzen, welche die Steinkohlen gebildet, seien auch auf demselben Flächenraum gewachsen. 3. Diese seien ohne weiteren Verlust als den notwendigen bei der chemischen Umwandlung der Pflanzensubstanz in Steinkohlen zur Bildung der Lager verwendet worden.“ So rechnet er für die mächtigen Kohlenlager bei Saarbrücken über eine Million Jahre aus. Diese Voraussetzungen sind aber falsch. Denn zuerst, die Masse der Pflanzenvegetation war in der Steinkohlenzeit nach den Angaben aller, die über die Steinkohlen geschrieben, ungeheuer groß und nicht wie heutzutage. Die jetzigen Lykopodien sind 4 bis 5 Fuß hoch, die der Steinkohlenformation 60 bis 70 bei einem Durchmesser von 5 Fuß. Die größten Schachtelhalme sind jetzt 2 Fuß hoch, die der Steinkohlenperiode über 20 Fuß. Ich denke, das ist doch wohl ein Unterschied. Was aber das Wachstum derselben betrifft, so sagt Dr. Roth „über die Steinkohlen“ Seite 6: „Da die Kohlenkoniferen mit denen der Jetztzeit nicht übereinstimmen, so darf man aus der Gleichheit der Dicke keinen Schluß auf das Alter machen.“ Ueberhaupt war nach der Meinung der Naturforscher damals eine ungeheure Masse Kohlensäure in der Luft (aber doch gewiß nicht überall, sondern an besonderen Stellen!), daher das Wachsen von Pflanzen und Bäumen viel schneller, ebenso wie auch das Verkohlen, dazu kommt der große Druck, der das Verkohlen beschleunigte. Spricht man von einem Steinkohlenmeer, so war dieses nicht überall auf Erden, sondern nur an gewissen Stellen — in tiefen, weiten, muldenartigen Niederungen, dann kamen durch Erderschütterungen schwere Gesteinmassen über diese Gewässer, Pflanzen, Bäume samt der Kohlensäure (die ja weil schwer dort in der Niederung und zwar in Massen vorhanden zu denken ist) zugleich mit vielen heißen Wasserdämpfen, wie bei Eruptionen gewöhnlich. So urteilt Humboldt I. 209: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Urwelt mächtige Ausströmungen von kohlensaurem Gas, dem Luftkreise beigemengt, den kohleabscheidenden Prozeß des

Pflanzenlebens erhöhten, und daß so in waldzerstörenden Revolutionen ein unerschöpfliches Material von Brennstoff in den oberen Erdschichten vergraben wurde," und derselbe Seite 295: „Um sich von der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses der Vorwelt und von der durch Strömungen angehäuften Masse des gewiß auf nassem Wege in Kohle verwandelten vegetabilischen Stoffes einen Begriff zu machen, muß man sich erinnern, daß in dem Saarbrücker Kohlengebirge 120 Kohlenlager übereinander liegen." Wir heben hier aber noch besonders hervor, daß, so wenig der Kalk in den Kalkgebirgen von den Schaltieren herkommt, obgleich eine Menge von Muscheln sich darin vorfinden, so wenig auch die Steinkohlen allein von den Bäumen und Pflanzen entstanden sind; sondern wie dort die Hauptmasse ein Niederschlag von Kalk ist, so hier bei den Steinkohlen ein Niederschlag von Kohlenstoff. Dies meinen auch angesehene Naturforscher. Ein Professor in Wien hat freilich kürzlich die Kohlenlager aus dem Meertang erklärt mit eingestreuten Bäumen. Der berühmte Chemiker Göppert hat durch Anwendung heißer Wasserdämpfe in etwa sechs Jahren Steinkohlen hergestellt, und wir denken: Gott arbeitet noch schneller, wenn Er will! So Er spricht, so geschieht es; so Er gebeut, so steht es da! Auf eins aber möchten wir noch aufmerksam machen, was sich doch jedem unbefangenen Beobachter aufdrängt, nämlich: während die Naturforscher die Steinkohlenformation in die Urzeit verlegen, müssen wir sagen: es war doch schon ein Erdboden da, ein Alluvium, auf dem die Bäume und andere Pflanzen wuchsen, es waren auch Tiere da, wie man aus den Abdrücken ersieht, und da die Steinkohlenmeere nur an einzelnen Stellen waren, so hindert uns nichts anzunehmen, daß manche Steinkohlenbildungen geschahen, während schon Menschen auf Erden, aber an anderen Stellen, wohnten, gerade wie wir der Ueberzeugung sind, daß Menschen auch noch mit manchen der gewaltigen Ungeheuer, der schrecklichen Reptilien gleichzeitig auf der Erde lebten. Es wird diese Behauptung vielleicht viele in Verwunderung setzen, aber wir haben dasselbe schon vor Jahren von den Mammuten und anderen urweltlichen Tieren ausgesprochen. Die Naturforscher haben das früher auch nicht

zugeben wollen, daß Menschen mit den Mammuten, Höhlenbären u. s. w. gleichzeitig auf Erden lebten, jetzt wird das aber als ein allgemein anerkanntes, unzweifelhaftes Faktum angesehen.

Der berühmte Geologe Lyell sagt von den Versteinerungen von Holz im Wasser, aus denen man auch auf ein ungeheures Alter der Erde hat schließen wollen: sie geschehen schneller unter großem Druck; auch können, wie so häufig, heiße Quellen gesättigt mit kohlensaurem Kalk oder Kieselsäure sich unten im Meer befinden, die schnell in die Poren des Holzes eindringen und somit gar bald Versteinerungen zu Wege bringen.

Besonders interessant ist die Rechnung aus der Hebung der schwedischen Küste — alle hundert Jahre soll diese sich nämlich 40 Zoll heben; natürlich dachten die Naturforscher, das sei immer so gewesen, obgleich sie selbst von großen Revolutionen in und auf der Erde sprechen; so rechneten sie viele Tausend Jahre aus. Da kam aber der bekannte Professor Karl von Raumer auf den so naheliegenden Gedanken, auch die deutsche Küste zu untersuchen und fand, daß die Ostsee sinkt, aber nicht Schweden steigt. Es liegt die Ostsee 8 Fuß höher als die Nordsee, wie man schon 1782 bei der Anlage des holstein'schen Kanals fand; so liegt auch das rote Meer bei der Ebbe 25 Fuß höher als das mittelländische Meer zur Zeit der Ebbe — so fällt die Ostsee und die Nordsee steigt, aber nicht das Land!

Auch die Anschwemmungen des Mississippi unten bei New Orleans hat man benutzt, um ein ungeheures Alter der Erde auszurechnen. Bei New Orleans machte man Bohrversuche, fand vier übereinanderliegende Bestände von Zypressen, die unterste Schicht schon ganz faul; in der Tiefe von 16 Fuß fand man angebranntes Holz und das Skelett eines Menschen, wovon die Knochen zerfielen, der Schädel aber unter der Wurzel einer Zypresse wohlerhalten war. Man fand, daß dieser Schädel einem Indianer angehörte. Da nun Stämme von 10 Fuß Durchmesser vorhanden waren, so schätzte der Amerikaner Dr. Dowler das Alter jenes Schädels auf mindestens 57,600 Jahre — eine Rechnung, die alles übersteigt, was selbst Vogt und Genossen ausgerechnet, und die, wenn richtig, die Meinung, daß der Mensch vom Affen abstammt, so ziemlich über den Hau-

fen werfen würde — aber ich sage: Gott bewahre uns vor den Rechnungen der Amerikaner! Wir haben hier in New York gesehen, welche große Rechnungen sie machen können, wenn es ihnen paßt. Der Engländer Lyell sagt ganz einfach: Das Alter des Mississippideltas kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Hilgard untersuchte die Anschwemmungen und fand, daß dort zum großen Teil Einflüsse des Meeres thätig gewesen waren, also Ueberschwemmungen und damit zusammenhängende, gewaltsame Einwirkungen, die alle irgend sicheren Berechnungen unmöglich machen. Ebenso ist es mit dem Nildelta. Man machte von 1851—54 Bohrversuche und fand in einer Tiefe von 60—72 Fuß Töpferwaren und Backsteine. Nun sagte man sofort: bei Memphis d. i. in der Nähe des Anfanges des Deltas beträgt die Zunahme des Bodens durch den Nilschlamm in hundert Jahren etwa 5 Zoll — also, vorausgesetzt, daß es früher auch so war, sei für jene Töpfergeräte ein Alter von 14 bis 17,000 Jahren anzunehmen. Aber die guten Leute, die solche Voraussetzungen machen, sollten wissen, daß auch ohne Anschwemmungen Ninive in noch nicht 2500 Jahren 50 Fuß tief verschüttet ist nach Layards Ausgrabungen — und ebenso Teile von Jerusalem und Rom. Es soll uns nicht wundern, wenn vielleicht in späteren Jahrhunderten gelehrte Forscher bei ihren Nachgrabungen in dem aufgeschütteten Lande in Jersey City am Hudsonfluß in der Tiefe allerlei aus New York stammende Geräte, Scherben und dergleichen vorfinden und daraus die abenteuerlichsten Schlüsse auf Alter und Lage der Stadt New York und ihre Bewohner machen werden.

Im Jahre 1856 fand man ein Stück von einem Schädel und Knochen im Neanderthal bei Elberfeld. Der dortige Professor Fühlrott behauptete, derselbe sei fossil, d. i. er habe einem Menschen vor der jetzigen Weltperiode angehört, sei antediluvial. Huxley in England hielt ihn für einen dem Affen ähnlichsten Menschenschädel, der je entdeckt worden. Andere sagten, es sei ein Affenschädel, kein Menschenschädel. Da baute man kühne Hypothesen auf: in jener Gegend hätten einst Affen gewohnt und diese seien Menschen geworden! Der Professor Fühlrott rechnete für ihn die Kleinigkeit von 2—300,000 Jahren heraus. Solche Zahlen müssen uns seltsam

vorkommen, wenn man Erklärungen hört, wie die von Dr. Gleisberg in Dresden: „Wenn man Grüfte nach 2 bis 300 Jahren öffnet, so findet man selten Knochen, meist nur Staub". — Der arme Professor ward sehr gekränkt, als der Geh. Rat Professor Mayer in Bonn jene 300,000 Jahre alten Knochen für die Ueberreste eines Tschernitscheffschen Kosaken aus dem Jahre 1814 erklärte. Der Professor Rudolph Wagner in Göttingen hielt den Schädel für den eines alten Holländers! (warum gerade eines Holländers?) Huxley gibt zu, daß dieser Schädel einer der noch existierenden Menschenrassen angehört habe, Dawson hält ihn für gleich einem Algonquin-Indianerschädel, doch auch ähnlich modernen Typen in Europa. Da sieht man, wie schwer es ist, sich ein sicheres Urteil zu bilden, selbst wenn man den Schädel gesehen hat. Uns würde auch das Sehen in diesem Falle nichts helfen, wo sich die gelehrten Fachmänner so herumstreiten. Uebrigens hat man hier eine eigentümliche Illustration von dem so oft gehörten thörichten Satze: „Ich glaube nur, was ich sehe"! Es kommt eben oft genug auf die Erklärung und das Verständnis des Gesehenen an. Wie oft liegt ein Irrtum so nahe, wie oft geschieht absichtliche Täuschung, wie z. B. die vielbesprochenen „fossilen" Ueberreste in Abbeville in Frankreich von den französischen Arbeitern künstlich hergestellt wurden, ebenso auch hier vor etlichen Jahren das versteinerte Riesenskelett bei Utica, fabriziert in Chicago! In Bezug auf jenen Schädel ist man nun so weit einig geworden, es könnte wohl ein Menschenschädel sein, aber von abnormer Bildung. Ich denke, die Bibel hat von jenem Schädel nichts zu fürchten! Mit einem Eselskinnbacken schlug Simson 1000 Philister, mit jenem alten Schädelstück will Dr. Vogt den Simson spielen und alle Bibelfreunde erschlagen; er hält in seiner Weisheit jenen Schädel sogar für den eines Weibes. Dazu bemerkt Dr. Gleisberg: „Niemand ist imstande, den Schädel eines Mannes von dem eines Weibes zu unterscheiden. Denn die Skeletteigentümlichkeiten in beiden Geschlechtern beziehen sich, wie wohl jeder genügend anatomisch ausgebildete Arzt weiß, nicht auf den Kopf, sondern auf das Becken und die Oberschenkelknochen. In Südfrankreich fand man Knochen und Schädel, welche zeigen, daß jene alten Menschen

unseren Indianern ähnlich waren, sechs Fuß groß, von gewaltiger Kraft, aber keineswegs den Affen ähnlich! So fand man auch im Jahre 1833 in der Engishöhle in Belgien ein Stück von einem Menschenschädel zusammen mit Knochen vom urweltlichen Nashorn, Pferd und Bären. Wenn man nun solche Knochen zusammenfindet, so schließt man daraus, die Menschen hätten mit jenen zum Teil ausgestorbenen Tieren, z. B. den Höhlenbären u. a. zusammen gelebt. Nun wissen die Gelehrten nicht, wann der Höhlenbär ausgestorben ist, aber sie denken, das muß erschrecklich lange her sein, und rechnen dann viele, viele Jahrtausende heraus. Das ist nun freilich seltsam, gibt ihnen aber mehr Ansehen bei den Unerfahrenen, als wenn sie einfach der Wahrheit gemäß sagen würden: wir wissen es nicht! Daß Menschen — damals freilich waren noch nicht so viele anf Erden — schon mit jenen längst ausgestorbenen Tieren zusammen gelebt haben, dagegen sollten die Freunde des Wortes Gottes nicht streiten; im Gegenteil ist jener Umstand gerade ein Beweis biblischer Wahrheit, insbesondere auch ein Zeugnis gegen die beliebten Affentheorien. Freilich ist es bei der größeren Zartheit menschlicher Knochen ganz natürlich, daß sich Reste davon nur in seltenen Fällen erhalten haben. Das Aussterben mancher, besonders der kolossalen Urtiere, weist auch darauf hin, daß weitreichende, gewaltige Veränderungen auf der Erdoberfläche geschahen, während schon Menschen darauf lebten. In den alten Sagen der Völker, die man früher für Phantasiegebilde gehalten, finden wir Berichte von schrecklichen Ungeheuern, Drachen, Lindwürmern und dergleichen, gerade wie ihre Knochen in den Erdschichten jetzt gefunden werden. Es lebten also diese Ungeheuer noch fort in den Erinnerungen der Menschen. Man hat in Europa 98 Arten von Säugetieren ausgefunden, die in den ältesten Zeiten mit dem Menschen zusammengelebt haben, davon sind etwa 40 Arten ausgestorben, so zwei Arten Elephanten, drei oder vier Arten vom Rhinozeros, darunter eine mit dickem Wollhaar (es war ja kalt!), Nilpferd, Riesenhirsch, der schreckliche, säbelzahnige Tiger, der gigantische Höhlenbär, Panther, Höhlen-Löwe, Hyäne — schlimme Gesellschaft genug für den armen Menschen, und doch hat er alle überdauert! Alle die Knochenreste zeigen, wie 1. Mose 1. lehrt, daß

jedes Tier in seiner besonderen Art da war und die Darwinsche Theorie vom Uebergange einer Art in die andere weiter nichts ist als eine Träumerei.

Manche dieser urweltlichen Tiere mögen früher ausgestorben sein, manche aber sicherlich erst später. Das Einhorn, über das ungläubige Naturforscher früher so gespottet, und das vielfach in der Bibel erwähnt wird, soll sich sogar noch in neuerer Zeit hin und her in Hochasien gezeigt haben. Noch im 10. Jahrhundert nach Christo lebte in Deutschland der Riesenhirsch, der grimme Schelk des Nibelungenliedes; der eigentliche Auerochs, von dem Cäsar erzählt, ist freilich ausgestorben; nur der Wisent, der früher in Deutschland so zahlreich war, ist jetzt noch in Rußland vorhanden. Die Renntiere und Elke haben sich auch aus Deutschland ganz zurückgezogen und sind in Europa nur noch im hohen Norden zu finden.

Thomsen in Dänemark, Nilsson in Schweden, Lisch in Schwerin untersuchten die sogenannten Hünengräber, große Hügel aus alter Zeit, mit mächtigen Steinblöcken versehen. Man fand in den einen Geräte aus Stein, Holz, Horn oder Thon, in den anderen auch Geräte aus Bronze, in noch anderen auch Geräte aus Eisen, hin und her auch verschiedene menschliche Gerippe teils große, teils sehr kleine. Da hat man nun in der Urgeschichte der Menschen drei Perioden unterschieden: die älteste die Steinzeit, dann die Bronzezeit, endlich die Eisenzeit. Und nach der Beschaffenheit der Gerippe schloß man auf folgende Bewohner: zuerst Finnen und Lappen (sehr klein), dann Asiaten (mit ihren Bronzegeräten), endlich Germanen und Skandinavier. Indessen ist das alles nicht so sicher zu bestimmen, am allerwenigsten die verschiedenen Perioden, so schön das auch auf dem Papier aussieht. Denn oft genug wurden und werden noch bei heidnischen Völkern gerade Steine und Steingeräte aus religiösen Gründen den Verstorbenen in das Grab mitgegeben, so daß man daraus nicht auf das Fehlen von Bronze oder Eisen schließen darf. Ein Beispiel davon ist die prähistorische Begräbnishöhle bei Aurignac in den Pyrenäen in Südfrankreich; da sind noch Reste von Mahlzeiten für die Verstorbenen auf ihrer Reise in das Land der Geister, auch Waffen, damit den Riesenhirsch,

den Höhlenlöwen und den Höhlenbären zu jagen — also damals auch der Glaube an Unsterblichkeit und ein jenseitiges Leben!

Sodann finden sich noch in allerneuester Zeit Völker, die, wie uns die Reisenden und Forscher berichten, keine Bronze oder Eisen kannten. Tacitus schreibt von den Finnen, daß sie nur Pfeile mit Knochenspitzen gebrauchten und noch keine Metallwaffen besaßen; sie waren sehr arm und elend, konnten sich also wohl keine eisernen Waffen und Geräte anschaffen. Damals war nicht so sehr weit von ihnen bei den Gothinen im südlichen Schlesien bereits die Eisengräberei und Eisenbereitung im Schwange. Im südlichen Afrika, wo die Bildung gewiß nicht mit dem Eisen vorangeschritten ist, findet man seit langen Jahrhunderten die Kenntnis und Bearbeitung des Eisens. So wurden bei den alten Deutschen neben metallenen Waffen auch lange, lange Zeit noch steinerne gebraucht. Die Helden vor Troja hatten bronzene Waffen, ebenso auch Goliath, obgleich das Eisen in jenen Gegenden längst bekannt und gebraucht war, wie uns auch die Bibel berichtet. Die Bronzezeit ist überhaupt nicht so uralt. Die Phönizier versahen viele Länder mit Kupfer von der Insel Kypros (Cypern) und mit Zinn von den Scillyinseln süd-westlich von England; die Bronze besteht gewöhnlich aus 8 bis 9 Teilen Kupfer und 1 bis 2 Teilen Zinn. Kupfer ist leicht zu hämmern und zu schmelzen. So waren die Rüstungen und Waffen bronzen; selbst die Römer hatten noch solche in der Schlacht bei Cannä, 216 vor Christo. Cäsar siegte über die Gallier, weil diese schlechte bronzene Schwerter hatten, die sich leicht verbogen, die Römer dagegen schon eiserne.

Es steht um die Einteilung der Urgeschichte der Menschen in die drei Perioden je nach dem Gebrauch von Stein — Bronze — oder Eisengeräten sehr mißlich und die Zeitdauer ist erst recht nicht sicher zu bestimmen; so auch die Einteilung der Steinzeit in die Perioden des Mammut, des Renntiers, des Haushundes und des Riesenhirsches — je nach den am häufigsten gefundenen Knochenresten dieser Tiere. Das alles führt uns lange nicht in fabelhafte Jahrtausende hinauf; wie die Hausgeräte und Waffen gleichzeitig bei verschiedenen Völkern aus verschiedenem Stoffe waren, ja jetzt noch viel-

fach sind, so sind auch jene Tiere gleichzeitig gewesen — und daß manche von ihnen ausgestorben sind, dazu gehören nicht viele Jahrtausende; das liegt überhaupt nicht an der Zeit, sondern an anderen Ursachen, wie Veränderung von Klima, Erdumwälzungen, Vertilgung durch Menschen und dergleichen mehr.

Seit 1848 untersuchte Steenstrup die sogenannten Küchenabfälle auf den dänischen Inseln (man sieht da den Hausfrauen in die Küche!); manche Haufen sind 200 Fuß lang und 5 Fuß hoch; da finden sich Geräte von Stein, Knochen, Feuerstein, Thon, dazu Kohlen und Asche, Lage über Lage; da sind Ueberreste von Auerochsen, von Austern, die freilich jetzt sich nicht mehr in der Ostsee, sondern nur in der Nordsee finden, auch Knochen vom Auerhahn, der in Dänemark ausgestorben ist. Auch fand man da den Schädel eines Hundes, klein wie ein Wachtelhund. Nun hatte Vogt auf seinen Reisen in Lappland und Finnland einen Renntierhund von ähnlicher Größe getroffen und weil er von reicher Einbildungskraft ist, so meinte er sofort, jener Hundeschädel gehöre auch einem Renntierhunde an und obgleich man in den Küchenabfällen keine Renntierknochen gefunden, so sagt Vogt doch, die Menschen, von welchen jene Küchenabfälle herrührten, wären Renntierzüchter gewesen, welche ihre mit Hilfe des Renntierhundes regierten Herden zur Sommerzeit an die Küsten trieben, um sich dort mit Fisch- und Austernfang zu befassen. Uebrigens kann man aus der Größe der Kehrichthaufen nicht auf ein so hohes Alter schließen; in Deutschland mag jetzt ein Haufe Austernschalen etwas Seltnes sein, aber nach hiesiger Erfahrung weiß man, daß nicht viel Zeit dazu gehört, einen gewaltigen Haufen von Austerschalen und Kehricht zusammenzubringen, wenn ein ganzer Stamm sich von Austern nährt. Es stimmen die Geräte sehr wohl mit der Beschreibung des Tacitus von den Finnen überein — also kein fabelhaftes Zeitalter! Doch nicht weit von jenen Küchenabfällen sind tiefe Torfmoore; ganz unten sind Fichten; gewiß wuchsen sie früher oben am Rande des Moores, fielen um und wurden vom Torf bedeckt; indes verschwanden die Fichten von den dänischen Inseln und damit auch der Auerhahn, der von den jungen Fichtensprossen lebt; — der hat den Kampf ums Dasein schlecht bestanden, ebenso die Austern — statt der

Fichten wuchsen Eichen; auch diese fielen in das Torfmoor; jetzt gibt es fast keine Eichen mehr auf den dänischen Inseln, dafür aber prächtige Buchen — während nun andere auf ein Alter von 10,000 Jahren schließen, sagt Virchow bescheidener: „Wie viel Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die Fichte aufgehört hat, ihr dunkles Grün über diese Moorlachen auszubreiten!" — —

Im Jahre 1854 war in der Schweiz eine dürre Zeit, der Wasserstand niedrig, man eignete sich das trocken gelegte Land an. Dabei grub man im Bett des Züricher Sees bei Obermeilen, stieß auf eine Menge von Geräten aus Stein, Horn, Knochen und Thon, und um dieselben waren Pfähle. So schloß man aus jenen Geräten, daß da Wohnungen der Menschen aus der Steinzeit gewesen seien. Indes wurden solche Pfahlbauten auch in anderen Schweizer Seen entdeckt und darin Geräte aus Bronze und Eisen bis aus der Römerzeit gefunden. 200 solcher Pfahlbauten sind allein in der Schweiz, aber auch in Irland, Norddeutschland und Italien solche, namentlich aus der Bronzezeit. Man hat sogar 100,000 eichene Pfähle nebeneinander eingerammt gefunden; welche schwere Arbeit! Man weiß eigentlich nicht, warum die Leute sich solche Mühe gemacht und solche ungesunde Wohnungen aufgesucht haben, die im Winter keinen Schutz gewährten. Doch muß die Verteidigung gegen Tiere und Menschen wohl der Grund gewesen sein. Der erste griechische Geschichtsschreiber Herodot (im 5. Jahrhundert vor Christo) hat solche Pfahlbauten in Thracien im See Prasias gesehen. Der Feldherr des persischen Königs Darius, Megabazus, konnte diese Seebewohner nicht unterwerfen. Auch Hippocrates, der Arzt, sein Zeitgenosse, erwähnt solche Pfahlbauten, welche in den Sümpfen am Phasis gelegen waren, als der Gesundheit sehr nachteilig, ja noch heutzutage haben die Donschen Kosaken ihre Hauptstadt Nowo-Tscherkask so gebaut. Nun haben schon die ältesten Pfahlbauer, die aus der sogenannten Steinzeit, Weizen, Gerste, Hirse und Lein gebaut, da man Reste davon in den Pfahlbauten gefunden, ebenso Aepfel, Kirschen, Birnen — man schließt hieraus, daß sie entweder aus Asien eingewandert seien oder mit Asien Handelsverkehr gehabt. Da ist es doch seltsam, daß sie jene Früchte, aber keine Bronze bekommen haben soll-

ten! Wir wissen aber aus den alten Schriftstellern wie Cäsar, daß die Helvetier, Bewohner solcher Pfahlbauten in der Schweiz, als sie nach Frankreich hinüberzogen, ihre Wohnungen verbrannten — natürlich nahmen sie mit, was irgend wertvoll war, oder wenn Feinde die Pfahlbauten eroberten und zerstörten, nahmen sie doch das Beste: die Metalle, mit! Das ist doch so natürlich. Die Bibel und in Uebereinstimmung damit die Weltgeschichte erzählt uns von der großen Kultur Asiens, da war nicht nur Bronze, sondern auch Eisen in alter grauer Zeit, aber freilich ist davon in die wilden Wälder Deutschlands nicht viel gekommen, was auch sehr natürlich ist, bis erst allmählich durch die Phönizier der Verkehr größer wurde. Dr. Gleisberg sagt: „Vorausgesetzt, daß die Anschwemmungen durch Flüsse in den Schweizerseen früher ebenso waren, hat man in einem besonderen Falle das Alter auf 4000 Jahre berechnet.“ Das mag ja auch so sein. Aus den Torflagern in Robenhausen in der Schweiz, wo drei Pfahlbauten übereinander sind, hat Vogt für diese ein Alter von 6000 Jahren herausgerechnet, aber der sonst ihm so befreundete Burmeister hat dargethan, daß diese Berechnungen viele Fehler in sich schließen. Da sieht man, wie leichtfertig die verfahren, die ohne weiteres für die ältesten Pfahlbauten ein Alter von 10,000 Jahren annehmen. Die Knochen in den Schweizer Pfahlbauten zeigen den Typus von Celten oder auch von jetzigen Bewohnern der Schweiz.

Das Ergebnis aller Untersuchungen über die ältesten fossilen Menschenknochen, die Hünengräber und Pfahlbauten ist nicht, daß in der ältesten Zeit ein affenähnlicher Menschenstamm Europa bewohnt hat, sondern ein unseren Indianern ähnlicher, wie Prof. Dawson sie nennt: Wilde, aber edle Wilde, wohl im Süden; weiter oben ein finnisch-lappischer Stamm, der bis in den äußersten Norden zurückgedrängt ward, dann ein asiatischer Stamm, kleiner und schwächer am Körper, wie die kleinen Schwertgriffe und die Knochenreste zeigen, aber der die Kultur aus seinem Vaterlande mitbrachte und die Hünengräber anlegte, und zuletzt der kräftige deutsch-skandinavische, der jenen verdrängte. Doch sind auch dies nur Vermutungen, und Virchow sagt: „Ich trage großes Bedenken, jetzt ein Urteil auszuspre-

chen, sei es über die Natur der Volksstämme, sei es über die Zeit ihres Wohnens im Lande."

So sehen wir: was fest ist in der Naturwissenschaft, das ist nicht gegen die Bibel, und was gegen die Bibel ist, das ist nicht fest. Es ist mit den himmelstürmenden Theorien der Materialisten gerade wie mit den Raketen; manche mögen sie anstaunen, manche sich fürchten — aber solches Feuerwerk setzt den Himmel nicht in Brand! Wie die Römer ihre Trophäen, die sie dem Feinde abgenommen, in den Tempeln aufhingen, so hängen auch wir alle rechten Errungenschaften der Naturwissenschaften auf im Tempel des lebendigen Gottes; alles muß Ihm doch zuletzt dienen, und alle Wissenschaft, statt Sein Wort zu zerstören, muß zu desto größerer Herrlichkeit Seines Wortes und Seines Namens beitragen. Gerade, wo jetzt, wie die Materialisten meinen, die Steine gegen die Bibel zeugen, wird ein Zeugnis der Steine nach dem anderen für die biblische Wahrheit aufgefunden in Ninive und Babel, in Aegypten und Moab. So wird es auch mit dem Zeugnis der Erdschichten sein. Bibel und Natur preisen beide den großen Herrn und König Himmels und der Erde.

Der berühmte Naturforscher, Astronom und Mathematiker Isaak Newton — ihr könntet „Stoff und Kraft" von hundert Büchners, Vogts und Moleschotts zusammennehmen, so würdet ihr noch nicht einen Newton daraus machen — dieser Mann von wunderbarer Schärfe des Verstandes und solcher Frömmigkeit, daß er seinen Hut abnahm, so oft er den Namen Gottes aussprach, hatte einst einen Ungläubigen zum Besuch. Sie sprachen viel von dem natürlichen Licht der Erkenntnis und von dem übernatürlichen von oben her. Der Ungläubige blieb dabei, er brauche kein Licht von oben. Endlich ging er; Newton wollte ihm die Treppe hinunterleuchten. Aber er rief spottend: ich brauche kein Licht von oben! Auf einmal fiel er, stürzte und polterte die Treppe hinunter. „O, rief Newton, Ihr hättet doch etwas Licht von oben gebrauchen können." So rufen auch wir allen zu: gebraucht das Licht von oben; das wird euch recht erleuchten, leiten und bewahren!



Anhang.

Geschichte der deutschen ev.-luth. St. Petri-Kirche in der Stadt New York.

Geringer Anfang, gesegneter Fortgang! So kann man von der St. Petri-Gemeinde sagen. Die hiesige St. Matthäus-Kirche, die älteste der hiesigen lutherischen Kirchen, hatte einen Missions-Verein, der sich um Gründung neuer Gemeinden bemühte. Zu demselben gehörte Henry Ludwig, der erste deutsche Drucker der Stadt, Joh. D. Häger, jetzt Pastor in Pittsfield, Mass., und W. A. Schmitthenner, seit Jahren Sekretär der hiesigen deutschen Gesellschaft und Schatzmeister des luth. New York-Ministeriums. Am ersten Mittwoch im Juli 1861, also im heißen Sommer und zu einer nach Menschengedanken unpassenden Zeit, beschloß der Verein, Schritte zu thun, um die in der oberen Stadt auf der Ostseite wohnenden zahlreichen Deutschen mit Wort und Sakrament zu versorgen. Der Hilfsprediger von Pastor Dr. Karl Stohlmann seligen Andenkens, Christian Hennicke (jetzt Pastor der großen Zions-Gemeinde in Brooklyn), sollte sich nach einem passenden Lokal umsehen, in der Nähe des (nunmehr längst beseitigten) Kirchhofs in der 49. Straße (zwischen der zweiten und dritten Avenue). Am folgenden Tage machte sich Pastor Hennicke unter brünstigem Gebet auf den Weg. Als er so auf der Ostseite der dritten Avenue an der Ecke der 49. Straße stand und den Herrn fragte: wer wird mir den passenden Platz zeigen? trat ein Irländer zu ihm, erkundigte sich nach seinem Begehren und wies ihn gegenüber in das an der Nordwestecke derselben Straße an der 3. Avenue gelegene hölzerne Häuschen. Da war

eine Treppe hoch über dem Kram- und Futterladen (grocery and feed store) ein Zimmer, 14 Fuß breit, 22 Fuß tief, zu vermieten, armselig zwar und klein, die Decke und die Wände ohne Kalkbewurf, darin noch eine Leiter, die in den Bodenraum unter dem Dache führte, wo Heu und Stroh aufbewahrt wurde, die rohe hölzerne Treppe aus dem ersten Stockwerk zu dem zweiten ohne Geländer — aber Pastor Hennicke mietete sofort mit Dank gegen den Herrn das passend gelegene Lokal. Nur notdürftig konnte man es einrichten. Herr Häger, der in seinem Geschäftslokal an der 6. Avenue nahe der 23. Straße eine Sonntagschule begonnen hatte, ließ von dort eine kleine alte Orgel, Lesepult und etliche Bänke hinüberschaffen. Am 14. Juli 1861 wurde nun der erste Gottesdienst daselbst mit 23 Personen gehalten. Was that es, daß die Bänke ungehobelt und ohne Rücklehnen waren! Man war ja gekommen, Gottes Wort zu hören! In demselben Lokal wurde sofort Sonntagschule gehalten und bald eine Tagschule begonnen. Der Platz erwies sich nach drei Monaten als zu klein; man zog in ein größeres Lokal (20 Fuß breit, 35 Fuß tief) in der 51. Straße zwischen zweiter und dritter Avenue gelegen; unten war eine Schlächterei und ein Pferdestall; eine Treppe hoch wurde Gottesdienst gehalten, oft genug durch das Wiehern und Stampfen der Pferde sowie durch das Treiben der Pferdeknechte gestört. Aus diesem Lokal führte eine Stiege ohne Geländer längs der Wand hinauf zum obersten Stockwerk, in welchem Schule gehalten wurde. Das Haus war aus Ziegelsteinen gebaut. Das erste Christfest samt der hier üblichen Weihnachtsbescherung für die Kinder wurde daselbst mit der Sonntag- und Wochenschule gefeiert. Der Missionsverein half treulich mit. Da seine Mittel aber sehr beschränkt waren, so wurde ein Konzert veranstaltet und aus dem Ertrag eine neue Orgel angeschafft. Am 1. Mai 1862, dem hiesigen gewöhnlichen Umzugstage, konnte man in einen schönen geräumigen Saal einziehen (555 und 557 dritte Avenue), den die Baptisten in Folge der Kriegsunruhen aufgegeben hatten. Hier wurde die Gemeinde regelmäßig organisiert und unter dem damaligen alten Staatsgesetz inkorporiert; doch blieb sie noch unter der Pflege des Missionsvereins. Die Organisation geschah am 2. Juni 1862; der Brauereibesitzer Henry

Clausen führte den Vorsitz in dieser konstituierenden Gemeindeversammlung. Pastor Hennicke konnte nur wenig von der kleinen Gemeinde unterstützt werden; so blieb er Hilfsprediger von Dr. Stohlmann. Da er aber mit Arbeit überhäuft war, so nahm er einen jungen Kandidaten, F. von Rosenberg, der eben von Deutschland angekommen war, zu Hilfe. Dieser wohnte bei einer Familie aus der Gemeinde, Namens Pottebaum. Einst, mitten in der Nacht, wurde die Hausmutter durch laute Hilferufe aufgeweckt, die aus seinem Zimmer drangen. Sie springt auf, zündet ein Licht an und eilt hinauf. Da hört sie ihn kläglich rufen: „Ich bin noch nicht tot! Ich bin noch nicht tot!“ Sie öffnet die Thür und leuchtet hinein; aber sie kann ihn nicht entdecken. Endlich findet sie ihn unter der Bettstelle in die Betttücher gehüllt und über sich die Bettstelle, neben sich die Wand, infolge schwerer Träume im Wahne, er sei lebendig begraben! Oft genug hatte der junge Mann nachher das Scherzwort zu hören: Ich bin noch nicht tot! Wie wenig ahnte man damals, welch trauriges Ende er als Prediger in Schlesien nehmen würde.

Am Palmsonntag 1863 fand die erste Konfirmation statt; 34 Kinder wurden konfirmiert; der Predigttext war Epheser 6, 24. Seitdem hat die Konfirmation jährlich am Palmsonntag stattgefunden. Die höchste Zahl der Konfirmanden wurde im Jahre 1874 erreicht mit 115 Kindern; 1875 waren es auch noch 111 Kinder, im Jahre 1880 noch 100, 1881 nur 85, im Jahre 1882 wieder mehr, 106, 1883 nur 93, 1884 nur 73, 1885 einige mehr, 89, 1886 wieder 93 und 1887 nur 74, obgleich der Pastor nicht nur nachmittags nach der Schulzeit, sondern, um den in Fabriken und sonst Tag über Beschäftigten Gelegenheit zu geben, auch am Abend Unterricht erteilte. Der Grund dieser Erscheinung ist einerseits die mächtige Ausbreitung der immer mehr in die obere Stadt gedrängten englischen Denominationen mit ihren vielen prächtigen großen Kirchen gerade in unserer Nähe, mit ihren kolossalen Geldmitteln und ihren infolge davon äußerst erfolgreichen und zugleich überaus eifrigen Bemühungen, die Deutschen, vornehmlich die deutschen Kinder zu gewinnen, andererseits das Ueberhandnehmen des Vereinswesens unter den Deutschen infolge der sozialen Verhältnisse und Kämpfe, durch welches, wie be-

sonders bei den Turn-, Arbeiter-, Gesang- und Vergnügungsvereinen, die Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort und die Kirche gefördert und eine christliche Erziehung der Kinder nur zu oft verhindert wird.

Im Jahre 1864 beschloß die Gemeinde, eine Kirche zu bauen. Hier in New York scheint ein Kirchengebäude zum Bestehen und Wachstum der Gemeinde ganz besonders nötig zu sein. Es wird dadurch bei dem schnellen Wechsel hiesiger Verhältnisse der Eindruck der Beständigkeit gemacht und viele angezogen. Je größer und schöner die Kirche, desto größer die Anziehung, während doch nicht das Lokal, sondern Gottes Wort ziehen und festhalten soll! Es wurden noch in demselben Jahre 1864 zwei Baustellen in der 46. Straße zwischen 2. und 3. Avenue für $8000 gekauft (jede Baustelle 25 Fuß breit, 100 Fuß tief, wie hier im Ganzen gewöhnlich). Doch bald vernahm man, daß die kleine hölzerne Kirche, in welcher die episkopale St. Albans-Gemeinde ihre Gottesdienste hielt, von dem Eigentümer zum Verkauf ausgeboten worden wäre. Dies Kirchlein stand in der 50. Straße zwischen der 3. und Lexington Avenue; drei Bauplätze gehörten dazu, auch standen neben dem Kirchlein noch zwei hölzerne Wohnhäuser. Am 27. Mai 1864 beschloß die Gemeinde, dies alles zu kaufen; noch an demselben Tage wurde der Kauf abgeschlossen; der Kaufpreis betrug $12,000. Die beiden Bauplätze in der 46. Straße wurden bald und zwar für $8300 verkauft. Zu dem ersten Kauf war kein bares Geld vorhanden gewesen; nun kollektierte man eifrig unter Gemeindegliedern und Freunden und brachte $4000 zusammen; die Verwalter des Eigentums der Matthäus-Kirche (Trustees) liehen dazu noch $2000. So blieb die Gemeinde noch $6000 schuldig, mußte auch, wie natürlich, noch manches für innere Einrichtung und Reparaturen ausgeben. Am Sonntag Jubilate 1864 wurde die Kirche eingeweiht und vom 1. Mai 1865 an Pastor Hennicke ordnungsmäßig zum Pastor der Gemeinde erwählt und installiert. Drei Jahre früher hatte man die St. Albans-Gemeinde um Benutzung des Erdgeschosses gebeten, bis man ein anderes passendes Lokal fände; die Bitte war unfreundlich abgeschlagen worden. Nun kamen diese selben Episkopalen und baten um das Erdgeschoß, bis ihre neue Kirche fertig würde — und die Bitte ward ihnen gewährt. Zum Dank dafür

ließen sie bei ihrem Umzug die Glocke (jetzt Eigentum der lutherischen Gemeinde in Elizabeth, N. J.,) und den Fußbodenteppich als Geschenk zurück.

Im Frühjahr 1866 trennte sich Pastor Friedr. Wilh. Tobias Steimle samt Pastor Hennicke und einigen anderen von dem New York-Ministerium; sie gründeten eine eigene Synode (die New York-Synode), welcher auch der bekannte Aegyptologe Prof. Dr. Seyffarth beitrat; die Petri-Gemeinde schloß sich auch derselben an. Infolge dessen mußte sie die $2000 an die Matthäus-Kirche zurückzahlen. Dieses Geld hätte sie sonst wohl behalten können, da zwei Baustellen in der 49. Straße, die der Matthäus-Kirche gehörten, oder der Aequivalent dafür, einer neuen lutherischen Gemeinde versprochen worden waren, die sich dort in jener Gegend bilden würde. Selbst die Orgel wurde vom Missionsverein zurückgenommen. Das alles hat damals viel böses Blut gemacht. Indessen gehörten zur Petri-Kirche so manche wohlhabende Familien und immer mehr zogen in die obere Stadt. So wuchs die Gemeinde. In der Gemeindeschule wirkte der ausgezeichnete Lehrer Karl Walker, auch als Organist vorzüglich. Er wurde uns am 1. August 1874 durch den Tod entrissen. Requiescat in pace!

Pastor Hennicke war indes infolge der großen Anstrengung und der Unruhe des städtischen Lebens so leidend geworden, daß er im Jahre 1871 sein Amt niederlegte und eine Stelle auf dem Lande in Michigan annahm. Zu seinem Nachfolger wurde Pastor Eduard Friedrich Moldenke, damals Doktor der Philosophie und nun auch der Theologie, berufen. Derselbe hatte früher im Jahre 1861 als Gymnasiallehrer in Lyck, Ostpreußen, einen Ruf als Reiseprediger für Wisconsin und Minnesota angenommen (ordiniert den 23. Juli 1861 in Königsberg), war dann der theologische Professor am neugegründeten Seminar und zugleich Lehrer am neuen College der Wisconsin-Synode geworden, 1866 im August nach Deutschland zurück und als Prediger nach Johannisburg gegangen, aber aus der preußischen Union ausgetreten und, nachdem er am 1. April 1869 sein Amt niedergelegt, nach New York gekommen, hatte seit dem Mai 1869 in New York gearbeitet und im Medical College (4. Avenue und 23.

Straße) eine ansehnliche Gemeinde (die Zions-Gemeinde) gesammelt. Mit Zustimmung der Zions-Gemeinde nahm Dr. Moldenke den Ruf an die Petri-Kirche an; die Zions-Gemeinde beschloß, sich mit der Petri-Gemeinde zu vereinen. Pastor Hennicke hielt am letzten Sonntag im Juli 1871 seine Abschiedspredigt; am folgenden Sonntag den 6. August trat Dr. Moldenke sein Amt an der Petri-Gemeinde an. Später wurde er von Pastor Steimle installiert. Das alte morsche Kirchlein in der 50. Straße erwies sich nun als zu klein für die Gemeinde; auch drohte die Gefahr des Einstürzens bei größerem Zudrang an Festtagen. So kaufte man schon im Oktober 1871 eine schöne, uns damals sehr geräumig erscheinende, noch nicht von Gebäuden eingeengte, mit gelbem Sandstein verzierte Backsteinkirche samt schönem Pfarrhaus in der Lexington Avenue, Ecke der 46. Straße (das Ganze 50 Fuß 10 Zoll breit und 100 Fuß tief), für $45,000 von den Presbyterianern; die presbyterianische Gemeinde, durch Wegzug vieler Glieder geschwächt, hatte sich aufgelöst. Der Schatzmeister, Nikol. Betjemann, streckte zum Ankauf $15,000 vor. Nun wurde das Innere der Kirche in Ordnung gebracht, Gallerien errichtet, die Wände und Decke gemalt, die Kanzel verändert, ein Altar aufgestellt, das Erdgeschoß zur Wochenschule eingerichtet, neue schöne Schulbänke und Sitze angeschafft, kurz über $7000, die man dazu kollektiert hatte, für diese Einrichtungen ausgegeben. Früher, im Jahre 1866, hatten die Konfirmanden der Kirche einen schönen Taufstein von Marmor geschenkt. Im Januar 1872 — gerade noch zur rechten Zeit vor dem Krach und der jahrelangen Entwertung des Grundeigentums — wurde das Eigentum in der 50. Straße für $28,000 verkauft; $6000 betrug die Hypothekenschuld, die darauf lastete. So verwandte die Gemeinde die ihr zufallenden $22,000 zur Bezahlung der von Herrn Betjemann freundlichst vorgestreckten $15,000 und zur Löschung von zwei Hypotheken von $5000 und $2000. Die Kirchenschuld betrug nunmehr $23,000, die mit 7 Prozent zu verzinsen waren.

Am 3. März 1872 (Sonntag Oculi) wurde die Kirche feierlich eingeweiht; der Pastor predigte über Luk. 19, 1—10. Der Eifer der Gemeinde war groß. Die Einnahme für vermietete Kirchensitze

betrug im ersten Jahre über 3800 Dollars; später war sie geringer, besonders in den schweren siebenziger Jahren. Auch sind manche wohlhabende und eifrige Gemeindeglieder nach Brooklyn oder sonst fortgezogen. Doch beträgt die Stuhlmiete noch immer durchschnittlich über 3000 Dollars jährlich. Wir gewinnen auch durch Zuzug manche treue und opferwillige Familien. Im März 1872 beschloß man, eine neue Orgel anzuschaffen. Die bekannten Orgelbauer Jardine & Sohn lieferten uns eine ganz vorzügliche Orgel für 3500 Dollars. (Die alte Orgel wurde dabei mit eingerechnet). Dieses Geld wurde teils kollektiert, teils durch zwei große Orgelkonzerte und durch einen Vortrag des Pastors im Cooper-Institute zusammengebracht. Seitdem hat der Pastor häufig Vorträge zum Besten der Gemeinde gehalten. Um die drückende Schuldenlast zu erleichtern, kollektierten wir im Jahre 1877 und zahlten 3000 Dollars ab. Doch mußten 1878 über 1200 Dollars extra für den Turm, Trottoirs, Ausgraben und Auslegen des eingehegten Raumes zwischen Straße und Kirche u. dgl. mehr bezahlt werden. Im Jahre 1880 konnten wir die 1000 Dollars abzahlen, welche Herr Heinr. Dunkak vorgestreckt hatte, um mit jenen 1877 kollektierten 3000 Dollars zusammen eine Hypothek von 4000 Dollars abzutragen. So blieben denn noch 19,000 Dollars Schulden. Der freundliche Leser sieht: die Geschichte hiesiger deutscher Kirchen ist eine Schuldgeschichte, doch müssen wir hinzufügen: auch eine Geschichte göttlicher Gnadenerweisungen durch Sein Wort und Sakrament.

Der Frauenverein, der bereits im Jahre 1867 vom 16.—21. Dezember eine Fair (Bazaar) zum Besten der Gemeinde veranstaltet und 1330 Dollars eingenommen hatte, entschloß sich nach langem Zögern, wiederum an die Arbeit zu gehen und eine Fair zu halten. Dieselbe fand in Irving Hall vom 11.—18. Oktober 1880 (Sonntag natürlich ausgenommen) statt und brachte 8500 Dollars ein. 8000 Dollars wurden sofort zur Verminderung der Schuld verwandt. So war denn dieselbe auf 11,000 Dollars reduziert worden. Doch war so viel Unangenehmes mit der Fair verbunden, daß der Kirchenrat späterhin, wenn irgend einmal davon die Rede war, eine Fair zu veranstalten, alle solche Anträge mit Entschiedenheit zurück-

wies. Im Frühjahr 1883 gewährte die Gemeinde ihrem infolge rastloser Arbeit sehr angegriffenen Pastor einen sechsmonatlichen Urlaub zur Erholung und überraschte denselben am Abend vor seiner Abreise (den 5. April 1883) durch eine Liebesgabe von fast 1100 Dollars. So konnte derselbe mit den Seinigen ohne pekuniäre Sorgen abfahren und nicht nur nach 14jähriger Abwesenheit seine Heimat besuchen, sondern auch England, Frankreich, die Schweiz und besonders Italien bereisen. Was er auf seinen Reisen beobachtet und gelernt, hat er dann nach seiner Rückkehr in einer großen Zahl von Vorträgen verwerten können nicht nur für seine, sondern auch für andere Gemeinden. Während seiner Abwesenheit vertrat ihn Pastor Heinrich Küver. Derselbe war vom September 1874 bis zum September 1878 unserer Gemeindeschule vorgestanden, hatte privatim vom Pastor theologischen Unterricht empfangen, sich dann in das theologische Seminar zu Philadelphia begeben, war dann Pastor der neugegründeten Gemeinde in Canarsie und Woodhaven, L. J., geworden, folgte aber dem Rufe unserer Gemeinde als Hilfsprediger und Schuldirektor, bis er am 1. April 1884 Pastor der großen luth. St. Johannis-Gemeinde in Buffalo wurde.

Am 7. April 1884 traf uns ein großes Unglück. Unser Nachbar hatte auf dem freien Platz neben der Kirche Wohnhäuser errichten lassen. Einer der irländischen Arbeiter, der auf unser Kirchendach ohne unser Wissen und noch dazu ganz unnötig geschickt worden war, um einen Schaden auszubessern, den die Arbeiter vom Nachbarhause verursacht und den wir bereits ausgebessert hatten, ließ in trunkenem Zustande etliche glühende Kohlen fallen, als er durch unsern Turm den Rückweg antrat. Kaum war er durch die verschlossene Schulthüre gebrochen, als auch schon Feuerlärm erscholl. Das Feuer verzehrte den Turm und einen Teil des Inneren der Kirche; die vielen Spritzen bewältigten wohl das Feuer, verwüsteten aber noch viel mehr durch die enorme Wassermenge. Am Tage vorher, am Palmsonntag, waren die Kinder konfirmiert worden. Freundlichst boten uns englische Presbyterianer ihre Kirche in der 40sten Straße für Sonntagnachmittag und etwaige Wochengottesdienste zum Gebrauch an. Die Wochenschule brachten wir in dem uns gleichfalls bereitwilligst an-

gebotenen Lokale der englischen Methodistenkirche in der 50sten Straße unter; aber die Sonntagschule konnten wir zwei Monate lang nicht halten. Infolgedessen verliefen sich viele Kinder und kamen nicht mehr wieder. Auch sonst war viel Schaden zu spüren, doch auch viel herzlicher Eifer der Gemeindeglieder. Der Turm mußte von Eisen neugebaut werden; das Erdgeschoß wurde ganz renoviert und da der Nachbar 96 Fuß tief gebaut und uns Licht und Luft verkümmert hatte, durch in die Mauer und in das Kirchendach gebrochene Fenster einigermaßen Abhilfe geschafft. Doch hat durch den Bau der Nachbarhäuser unsere Sonntagschule nicht nur, sondern besonders auch unsere Wochenschule so gelitten, daß sie trotz der Bemühungen des tüchtigen und zuverlässigen Lehrers, Herrn Diedrich Wist, des Nachfolgers von P. H. Küver, nicht aufblühen will und wir uns nach einem eigenen Schulhause sehnen. Wenn dann das Schulgeld ermäßigt oder ganz erlassen wird, hoffen wir durch Gottes Gnade unsere Wochenschule wieder blühend wie vor Jahren zu sehen und vielen Kindern außer in den andern Lehrfächern besonders auch in der Religion und deutschen Sprache Unterricht erteilen zu können. Wir halten es mit Dr. Luther, der mit Recht ruft: soll es besser werden in der Welt, so muß man bei den Kindern anfangen! „Läßt man die Schulen heidnisch sein, reißt Satan bald die Kirchen ein!" Wir denken: es ist die heilige Pflicht einer deutschen Gemeinde, die Kinder in Gottes Wort und in der deutschen Sprache unterrichten zu lassen. — Mit großer Freude zogen wir Pfingsten in das Erdgeschoß und im Juli auch in die Kirche ein. Aber nun kam wieder das leidige Kollektieren; denn wie gewöhnlich und besonders in diesem Falle, wo man viele Verbesserungen treffen mußte, reichten die Feuerkassengelder lange nicht aus. Nur die Orgel kostete uns weiter nichts, die 2400 Dollars Reparaturkosten wurden uns ganz ersetzt. Indes segnete der Herr uns in aller Trübsal so sehr, daß wir nicht nur alle die nötigen Verbesserungen machen, sondern auch noch am Ende des Jahres 2500 Dollars von unserer Schuld abtragen konnten, so daß wir nur noch 8500 Dollars schuldig waren und nicht mehr wie früher 7, sondern nur 4½ Prozent Zinsen zu bezahlen hatten. Trotz aller unserer Nöte wies der Jahresabschluß eine Einnahme ungefähr wie sonst

auch, nämlich von 6361 Dollars auf, wozu noch 3258 Dollars kamen, die wir kollektiert hatten, und außerdem noch die uns bewilligten Feuerkassengelder im Betrage von 7282 Dollars (Orgel und Glocke miteingeschlossen). So gnädig hatte der Herr geholfen.

Man hatte gedacht, daß nicht nur die Kirchen, sondern auch die Pfarrhäuser im Staate New York steuerfrei wären. Dieser Irrtum hätte bald den Verkauf des Pfarrhauses für rückständige Steuern zur Folge gehabt. Noch im letzten Augenblicke ward die Gefahr von unserm sorgsamen Schatzmeister entdeckt und die in den vielen Jahren durch Zinsen auf etwa $1500 angeschwollene Summe bezahlt. Nach dem Rechnungsabschluß für das Jahr 1886 konnten wieder $1000 von der Kirchenschuld abgetragen werden. Wir haben fast immer ansehnliche Ueberschüsse in der Kirchenkasse gehabt, in den letzten Jahren gewöhnlich über 1000 Dollars, der Herr sei dafür gepriesen! und können darum auch daran denken, ein Schulhaus zu erwerben und die Kosten für dasselbe allmählich abzutragen, umsomehr, als uns vor einiger Zeit von unserer treuen, die Notwendigkeit einer christlichen Erziehung der Jugend tief empfindenden Mitschwester, Frau Anna M. Rippel, bereits eintausend Dollars für die Gemeindeschule überwiesen worden sind. Der Herr wolle diese Liebesgabe gnädiglich segnen und unserer teuern Schwester dies ihr Opfer reichlich vergelten in Zeit und Ewigkeit!

In diesem Jahre sollte eigentlich am 2. Juni, am Tage der Organisation der Gemeinde, das 25jährige Jubiläum gefeiert worden sein; aber es ist bis in den Spätherbst hinausgeschoben, nicht nur weil viele unserer Gemeindeglieder erst spät vom Lande oder aus Europa in die Stadt zurückkehren, sondern vor allem, weil bis dahin die ganze Kirchenschuld mit Gottes Hilfe abgetragen sein wird. Der Pastor erklärte wiederholt, er könne kein Jubiläum feiern, so lange die Kirche noch Schulden habe, welche man leicht fortschaffen könne. Er machte sich den 23. Januar 1887 mit großem Eifer wiederum an das Kollektieren, und unter des Herrn Segen gelang es ihm mit Hilfe einiger Freunde in wenigen Monaten noch mehr als die ganze Schuldsumme durch Subskriptionen gedeckt zu sehen. Ja, der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich! Er erhalte uns und unseren Nach-

kommen Sein reines Wort und Sakrament und erfülle unsere ganze Gemeinde mit Seinem reichen göttlichen Segen!

In den 25 Jahren bis zum 2. Juni 1887 sind im Ganzen 7217 Taufen vollzogen worden, 1883 konfirmiert, 3139 Paare getraut, ca. 1985 Verstorbene zur letzten Ruhe eingesegnet worden. Kommuniziert haben im Ganzen etwa 19,623; im letzten Jahre ist die Kommunikantenzahl bis auf 1275 gestiegen. Die Wochenschule (in welcher Unterricht in der Religion, im Deutschen, Englischen, Singen und in den anderen üblichen Lehrfächern erteilt wird) hatte sich im Jahre 1882 bis auf vier Klassen mit 108 Schülern gehoben. Der Pastor selbst erteilte auch Unterricht. Aber ein elender Lehrer und dann die Einengung durch neuaufgeführte Gebäude haben unserer Wochenschule außerordentlich geschadet. Dazu ist auch noch die Konkurrenz durch eine ganz in der Nähe vor wenigen Jahren neugebaute große öffentliche englische Freischule gekommen. Wir haben jetzt nur noch zwei Klassen mit zwei Lehrkräften.

Der Frauenverein läßt jährlich vom Oktober bis zum Mai am Samstagnachmittag freien Unterricht in weiblichen Handarbeiten erteilen und dabei zugleich von den Kindern manche Sprüche und Verse in deutscher Sprache lernen und Lieder singen.

Die Sonntagschule, vormittags um 9 Uhr und nachmittags um 2 Uhr gehalten, zählt nun 975 Kinder mit 95 Lehrern. Manche gute Einrichtungen sind im Laufe der Zeit getroffen worden; die Lehrer bilden einen Sonntagschulverein mit besonderen Statuten und eigener Kasse. Frau Karoline Clausen seligen Andenkens verehrte uns im Jahre 1873 zum Gedächtnis ihrer frühvollendeten Tochter Emma 500 Dollars, wovon deutsche Lesebücher für die Sonntagschule angeschafft werden sollten. Die Bibliothek erhält noch immer das Andenken an die edle Geberin und ist unter sorgsamer Verwaltung bis auf 1255 Bände gewachsen.

Der Frauen- und Jungfrauen-Missionsverein wurde am 15. September 1867 gegründet und hat seitdem in stiller Weise treulich Kirche und Schule, Arme und Kranke, innere und äußere Mission unterstützt. Seit dem 15. Mai 1872 hat der Pastor Missionsgottesdienst vor Beginn der Geschäftssitzungen gehalten. An

einem der Jahresfeste des Vereins (den 15. Oktober 1876) erfreute uns unser ostindischer Missionar, Vater Grönning, mit einem Missionsvortrag, später auch unsere Missionare Poulsen und Schmidt aus Rajahmundry in Ostindien. Die ersten Beamten waren: Frau Kath. Betjeman, Präsidentin, Fräulein Elise Heckel, Sekretärin, Frau Louise Bruschaber, Schatzmeisterin. Im Januar 1875 wurde eine Konstitution angenommen und die folgenden Beamten gewählt: Frau Meta Betjeman, Präsidentin, Frau Kath. Betjeman, Vize-Präsidentin, Frau Elise Moldenke, Sekretärin, Frau Henriette Bohlen, Schatzmeisterin. Armen-Komitee: Frau Anna Addicks, Frau Adelheid Klinker, Frau Anna Berghorn; Besuchs-Komittee: Frau Elise Conrades, Frau Julie Radtke, Frau Gesine Kracke, Frau Kath. Jung.

Der Frauenverein, zuerst mit 36 Mitgliedern begonnen, hat zuweilen über 60 gezählt, im Allgemeinen etwa 50. Manche sind bereits zur ewigen Ruhe eingegangen. Die gegenwärtigen Beamten sind: Frau Charlotte Recke (Präsidentin), Frau Emma Wulff (Sekretärin), Frau Karoline Müller (Schatzmeisterin). Besuchs- und Armen-Komittee: Frau Marg. Bohlmann, Frau Sophie Bunke, Frau Dora Esper.

Folgende Mitglieder gehören jetzt zu dem Verein: Frau Elisabetha Fr. Kolb (Mitbegründerin), Frau Elise Conrades, Frau Louise Neidlinger, Frau Elisab. Stube, Frau Elise Moldenke, Frau Adelheid Klinker, Frau Anna Berghorn, Frau Gesine Kracke, Fräulein Auguste Gedrath, Frau Kath. Kahrs, Frau Emilie Dunkak, Frau Maria Keep, Frau Karoline Havemann, Frau Kath. Forster, Frau Sophie Dunkak, Frau Johanna Peisker, Fräulein Auguste Künzel, Frau Marg. Stüve, Frau Sophie Adelh. Bunke, Frau Hulda Franz, Frau Marg. Bohlen, Frau Elisab. Dauth, Frau Adelh. Schult, Frau Charl. Recke, Frau Maria Blume, Frau Marg. Bohlmann, Frau Sophia Bunke, Frau Adelh. Meyer, Frau Meta Bremer, Frau Auguste Meyer, Frau Emma Wulff, Frau Karoline Müller, Frau Charlotte Schönfeld, Frau Emilie Geyer, Frau Anna Spieler, Frau Marie Forster, Frau Dora Esper, Fräulein Charlotte Helms, Frau Adelheid Alfke, Frau Maria Hackmann, Frau Dora Clausen, Frau

Louise Stenzel, Frau Gesche Müller, Frau Dora Steinkamp, Frau Anna Maria Behrens, Frau Aleida Rohrs, Frau Ernstine Schäfer, Fräulein Emma Lossow — im Ganzen 48.

Der Jungmännerverein, vom Pastor und 29 anderen Mitgliedern am 13. Januar 1875 gegründet zur Förderung christlichen Glaubens und christlicher Liebe, sowie auch der deutschen Sprache und sonstiger nützlicher Kenntnisse und zur Unterstützung, hat seinen Mitgliedern viel Gelegenheit zu Debatten, Deklamationen, Gesangsübungen und dergleichen dargeboten. Auch wurden sehr viele öffentliche Abendunterhaltungen veranstaltet, bei denen gewöhnlich auch der Pastor einen Vortrag hielt, manche mit freiem Eintritt, manche für besondere Gemeindezwecke und zum Besten der einheimischen Mission. Seit einer Reihe von Jahren hat der Verein ein geregeltes Unterstützungssystem. Kranke Mitglieder erhalten wöchentlich $5 Unterstützung; in Todesfällen werden $100 an die Hinterbliebenen ausgezahlt. Das Vermögen des Vereins beträgt jetzt $2000, die Zahl der Mitglieder im Ganzen 70, nämlich Ehrenmitglieder 6 (der Pastor, P. H. Küver, P. Dr. Chas. E. Moldenke, Frid. Stüßy, Friedrich Kracke, Wm. C. Michaelis, M. D.), aktive und inaktive Mitglieder 59 (Bernhard Kolb, Julius Köchig, Th. Helmstadt, Eduard Helmstadt, Wilhelm Weinkauf, Alb. Peisker, Wilhelm Frank, Charles W. Heß, John Riehl, William H. Steinkamp, Ferdinand Reinert, Dr. Rich. G. G. Moldenke, Oskar Ehrle, Friedr. W. Esper, Martin Wulff, Fred. Petersen, Aug. Reinert, Fritz Lehmkuhl, Henry A. Dunkak, Herm. Bohlen jr., John Meyer, Geo. Heddesheimer, Louis Moeschen, Chas. Pfitzner, W. Kircher, Bernh. Altenau, John Klein, Geo. Herrmann, Henry Ahrens, Ad. Holterbach, Emil Borjes, Hermann Rohrs, Henry Steinkamp, Philipp Michel, Hermann Götze, Jos. Pickard, John F. Becker, Herm. Clausen, Edw. F. Moldenke jr., Karl Krull, John G. Michel, Henry Wolff, Olaf Wasboe, Karl Fetzer, Andr. Roßkos, Henry J. Dunkak, Rob. G. Vogel, Wm. Dauth, Wm. Lippert, Henry Beckmann, H. Siemers, Fr. Steinkamp, Christ. Clausen, Herm. Bohlmann, Ed. Henschel, N. Schmeckenbecher, Joh. Hey, Geo. Dauth, Bernh. Punke), passive Mitglieder 5 (Henry

Sturke, Herm. F. Rohrs, Wm. Richtberg, Phil. Schmidt, John L. Rosenbrock).

Die ersten Beamten der Gemeinde (mit dem Pastor zusammen den Kirchenrat bildend) waren: Henry Klenen, Joh. Christoph Betjeman, J. J. Schwartz, Nikolaus Betjeman, Peter Helmus, Hermann Bettjemann, John D. Häger, Aug. Canneje, Henry Hoffmann, erwählt am 2. Juni 1862. Nach dem Staatsgesetz hat jährlich ein Drittel auszuscheiden. Am 18. Mai 1863 wurden gewählt: Martin Rascher, Herm. Pottebaum, Herm. Bohlen; am 9. Mai 1864: Timke H. Klinker, Henry Olsen, John Becker (Diakonen), Diedr. H. Bultmann, John W. Addicks (Trustees d. i. solche, denen die Verwaltung des Kirchenvermögens anvertraut ist); am 26. Dezember 1865 nach der revidierten Konstitution und seitdem immer am 26. Dezember: M. Rascher, H. Bohlen, J. Christ. Betjeman (Aelteste), H. Pottebaum, J. Becker, Henry Kracke, Gerh. H. Tiemeyer, H. Olsen, Harm Loden (Diakonen), Herm. Bettjemann, D. H. Bultmann, Henry Klenen, T. H. Klinker, John W. Addicks, Nik. Betjemann (Trustees). 1866: Christian Heckel (Aeltester), G. H. Tiemeyer, Friedr. Kracke (Diakonen), T. H. Klinker, Herm. Bettjemann (Trustees); 1867: Herm. Bohlen (Aeltester), Friedr. Freudenthal, Ernst Conrades, Ferd. Blumenthal (Diakonen), Diedr. H. Schult, Konrad W. Mund (Trustees); 1868: J. Chr. Betjeman (Aeltester); John D. Heins, Georg Ott (Diakonen), Nik. Betjeman, Claus Wilkens (Trustees); 1869: Christ. Heckel (Aeltester), Henry Berghorn, Henry Bohlen (Diakonen), T. H. Klinker, Fr. Kracke (Trustees); 1870: Herm. Bohlen (Aeltester), Fr. Freudenthal, D. H. Schult, (Diakonen), E. Conrades, C. W. Mund (Trustees); 1871: J. Chr. Betjeman (Aeltester), J. D. Heins, Geo. Ott (Diakonen), Nik. Betjeman, Klaus Wilkens (Trustees); 1872: T. H. Klinker (Aeltester), John H. Koch, John A. Prigge (Diakonen), Fr. Kracke, H. Berghorn (Trustees); 1873: Herm. Bohlen (Aeltester), Friedr. Wohlfert, John Dunkak, D. H. Schult, John Wittschen, Ratje Bunke (Diakonen), E. Conrades, C. W. Mund (Trustees); 1874: Geo. Ott (Aeltester), R. Bunke, John D. Tienken, Christ. Steinkamp (Diakonen), Nik. Betjeman, Cord Gerken (Trustees); 1875:

T. H. Klinker (Aeltester), John Wittschen, Herm. Clausen, Henry Bremer (Diakonen), John Prigge, Friedr. Kracke (Trustees); 1876: Ernst Conrades (Aeltester), Henry Dunkak, John B. Wätjen, Aug. Buse (Diakonen), John Dunkak, Friedr. Wohlfert (Trustees); 1877: John D. Tienken (Aeltester), Friedr. Gathmann, John Bremer, John Ruschmeyer (Diakonen), Chr. Steinkamp, Henry Barteld (Trustees); 1878: T. H. Klinker (Aeltester), Jak. Hahn, Robert Buttlar, Ernst Aug. Haaren (Diakonen), Herm. Bohlen, John A. Prigge, Friedr. Kracke, Henry Bremer, Henry Klenen (Trustees); 1879: E. Conrades (Aeltester), Friedr. Bischoff, Wilh. Lausen, Fridol. Stüssy (Diakonen), Henry Dunkak, J. B. Wätjen, H. Klenen (Trustees); 1880: D. H. Schult (Aeltester), Henry Ahrens, John Meßloh, Henry Stüve (Diakonen), Chr. Steinkamp, Aug. G. Blume, Henry Bohlen (Trustees für 3 Jahre) und Joh. Bremer (für 2 Jahre); 1881: Friedr. Wohlfert (Aeltester), Chas. Boyce, Cornel. Bart, Diedr. Mindermann (Diakonen), Herm. Bohlen, J. A. Prigge, Friedrich Kracke (Trustees); 1882: Ernst Conrades (Aeltester), Fridol. Stüssy, Henry Ritterbusch, Wilh. Lausen (Diakonen), Henry Klenen, Henry Dunkak, Ernst Aug. Haaren (Trustees); 1883: D. H. Schult (Aeltester), Will. Geyer, Adam Helmstädt, John Bunke, Cord Heinrichs (Diakonen), Chr. Steinkamp, Henry Bohlen, John Meßloh (Trustees); 1884: Henry Berghorn (Aeltester), Herm. Rohrs, Henry Ohlckers, Quirin Franz (Diakonen), Herm. Bohlen, Friedr. Kracke, Friedr. Bischoff (Trustees); 1885: Ernst Conrades (Aeltester), Henry Ritterbusch, John Behrens, Henry Brutt (Diakonen), Henry Dunkak, Henry Klenen, Herm. Clausen (Trustees); 1886 (wo beschlossen wurde, den Kirchenrat um 6 Diakonen und 3 Aelteste, also bis auf 30 Glieder zu vergrößern): D. H. Schult (Aeltester), Ferd. Reinert, Chas. Michaelis, Theod. Wessels (Diakonen), Christoph Steinkamp, John Meßloh, Henry Bohlen (Trustees) und am 7. Februar 1887: John Becker, Wm. Geyer, John A. Prigge (Aelteste), Friedr. Heimsoth, John H. Haaren, Henry Bunke, Herm. Friedr. Neumann, Robert Buttlar, Martin Wulff (Diakonen). Ehrenmitglied des Kirchenrats seit 1874 Joh. Christopher Betjeman. Sekretär: Friedr. Kracke, Schatzmeister: Hermann Bohlen.

Infolge der Bemühungen des Pastors, den die Zerrissenheit der luth. Kirche nicht nur im allgemeinen in Amerika und anderwärts, sondern auch besonders in New York aufs schwerste bekümmerte und der darin ein Element größten Schadens, unsäglicher Versäumnisse gegen so viele, die herbeigezogen werden sollten, und trauriger Schwachheit gegenüber der römischen Kirche und den Sekten erblickte, gelang es nach mancherlei Verhandlungen, die kleine New Yorker Synode am 7. Oktober 1872 mit dem New Yorker Ministerium zu verschmelzen. Die St. Petri-Gemeinde trat der Vereinigung auch bei und ist bis jetzt in dieser synodalen Verbindung geblieben, trotzdem die hiesige Matthäus-Gemeinde infolge missourischer Umtriebe sich von dem New Yorker Ministerium trennte und auch etliche andere Gemeinden mit sich zog. Es war das eine Zeit trauriger Kämpfe; aber unsere Gemeinde blieb fest bei dem alten lutherischen Glauben; nicht ein einziges Mitglied ließ sich von der missourischen Partei verführen. Schon darum geben wir hier die Namen unserer Gemeindeglieder an, zugleich auch zum Gedächtnis für kommende Zeiten, und endlich aus Dankbarkeit für ihre treue Mithilfe an dem Aufbau unserer Gemeinde und an der Erhaltung der Kirche in dieser argen bösen Zeit, wo der Satan unser lutherisches Zion zerreißt und sichtet wie nur jemals, und wo freche Gottlosigkeit, römischer Kirchenstolz und sektiererische Wühlereien von allen Seiten anstürmen und Verderben drohen. Von den Gründern unserer Kirche sind schon so manche zur oberen Gemeinde abgerufen worden, ebenso auch manche, die später sich unserer Kirche angeschlossen haben.

Diejenigen, welche bei uns Sitze inne haben und so zur Erhaltung der Kirche beitragen, sind folgende (meistens Familienhäupter, aber auch einzelne):

Ahrens, Henry; Ahrens, Henry N.; Albrecht, Frida; Albrecht, Bertha; Alfke, Henry F.; Ammon, Frau Maria; Banzer, Andr.; Bartels, Wilh.; Baumann, Meta; Becker, John; Behrens, Friedr.; Behrens, John; Bellmer, H. F.; Berger, Frau Aug.; Berghorn, H.; Betjemann, Joh. Christ.; Betjemann, Nik. (für seine Töchter Annie und Addie); Beutel, Louise; Beyermann, Fr.; Bischoff, Friedr.; Blockhaus, Marie; Blume, Aug. G.; Bock, Louis C.; Bohlen, Henry;

Bohlen, Herm.; Bohlmann, Frau Marg.; Boker, Frau Minna; Boschen, Henry; Boyce, Chas.; Bredehöft, Margar.; Bremer, Henry; Bruckhof, Louis; Bruschaber, Louis; Brütt, Henry; Bunke, Joh.; Bunke, Henry; Burleigh, Frau A. C.; Buse, Aug.; Buttlar, Robert A.; Clausen, Herm.; Coith, Frau Marie; Conis, Frau Elis.; Conrades, Ernst; Constantin, Frau; Dalhäuser, Frau F.; Daub, Frida und Mina; Doscher, John; Dunkak, Friedr.; Dunkak, H.; Dunkak, J.; Eckhoff, Diedr.; Ehrle, Frau Louise und Sohn Oskar; Eisenmann, Emma; Esper, Friedr.; Feldscher, H.; Fiedeldei, Christ. H.; Focken, J.; Forster, Frau Kath.; Franz, Quirin; Freudenthal, Friedr.; Gantert, P.; Gebhard, Lina; Gerken, Maria; Geyer, Wm.; Glahn, Gesine von; Glaubensklee, Frau Emilie; Gleistein, Frau Kath. Götzger; Glöckner, Bertha; Göbel, Frau Charlotte; Grabau, Frau Tietjen; Grube, Frau Elisabeth; Gudewill, Georg G.; Gussow, Frau Babette; Haaren, Ernst Aug.; Haaren, John H.; Haase, Joh. H.; Hackmann, Friedr.; Hahn, Jakob; Häring, Fr.; Harms, Rich. F.; Heimsoth, Friedr.; Heimsoth, Wilh.; Heins, C. H.; Heins, Henry; Helmken, Otto; Helmstädt, Adam; Henke, Markus; Henken, Henry; Heß, Henry; Hibbe, Frau Charlotte W.; Hinck, Henry; Hoffmann, Jakob; Holsten, Diedr.; Holtze, Friedr.; Holthus, Frau Charlotte; Hötzerich, Anna; Hünken, Christian; Immen, Frau Marie; Intemann, Henry; John, Frau Karoline H.; Kahrs, Cord; Kahrs, D. F.; Kahrs, Herm.; Keep, Frau Maria; Kent, Frau Louise; Klenen, Henry; Klinker, Frau Adelheid; Knobloch, Adam; Knorr, Andreas; Koch, Ernst; Kolb, Bernh. (Kirchendiener); Koopmann, P.; Kopke, Frau Sophie; Kornarens, John; Kornarens, Henry; Kortjohann, Henry; Köster, Henry; Köstering, W. H.; Kracke, Friedr.; Kralik, Al. Anton; Kranich, Helmuth; Kroll, Frau Elisab.; Künzel, Auguste; Lausen, Wm.; Lauterjung, Frau Chas. R.; Leschhorn, Friedrich; Lippacher, Anna; Loden, Harm; Lomer, Louis; Lossow, Emma; Lucius, C.; Lührs, Adolf; Mayer, Frau Fanny; Mayer, Mathilde; Meßloh, John; Meyer, Anna; Meyer, H.; Meyer, John; Michaelis, Chas.; Michaelis, H.; Michel, Phil.; Middendorf, Henry; Mindermann, Diedr.; Möller, H. D.; Möller, Wilh.; Möschen, Louis; Müller, Christian; Müller, Georg;

Müller, Frau Gesche; Müller, Henry; Mund, Frau Lina; Mundorf, Georg; Nascher, Martin; Neidlinger, Adam; Neumann, Herm. Fried.; Niemeyer, Wilh.; Niestermann, Fritz; Oberlein, Frau Veronika; Obrok, Frau Henriette; Ohlckers, Henry; Olivet, Ferd.; Oppermann, Friedr.; Osterholt, Ehler; Oswald, Agnes; Ott, Georg; Ottemann, Diedr.; Pape, Reb.; Peisker, Joh. G.; Peters, Henry G.; Pfleging, Frau Kath.; Pils, J.; Poggenburg, H.; Port, H.; Pottebaum, Frau Hermann; Prigge, John Alb.; Rahßkopff, Frau Babette; Recke, D. Friedr.; Regnault, Frau Henriette; Reinert, Ferdinand; Reppert, Gustav S.; Richter, Chas.; Richter, Georg; Rieß, Wm.; Rippel, Frau Anna M.; Ritterbusch, Henry H.; Rohrs, Hermann; Rohrs, John; Röll, Frau Kath.; Rudolphy, Frau J.; Rühl, Frau E.; Schäfer, Frau Ernstine; Schefers, Frau Elisabeth; Scheig, Frau Marg.; Schlosser, Konrad; Schmelcke, Ferd. H.; Schneider, Karoline; Schönfeld, Blücher; Schreiber, Frau Barb.; Schult, Diedr. H.; Schultz, Frau El.; Schwarz, Frau Karoline; Seeger, Frau Dr.; Siemann, John H.; Sießenbyttle, Henry; Sievers, August; Spanhake, John; Spengler, Anna; Steeger, Frau Marg.; Steinkamp, Christ. und Sohn William; Stiemann, Frau Kath.; Stillgebauer, Frau Henr.; Stube, Frau Elisabeth; Stüve, Henry; Tiedemann, John; Tiedemann, Theodor; Tiemeyer, John H.; Tienken, John D.; Trumper, Frau Friederike; Unlandherm, Christoph; Versen, Frau von; Weiler, Frau Sophie; Wendt, Hermann; Wessels, Theodor; Wiegner, Frau Marg.; Witte, August; Wittschen, John; Wohlfert, Friedrich; Wulff, Martin; Wurst, Georg; Zahner, Lizzie. — Neulich hat auch der Jungmänner-Verein eine ganze Bank in der Kirche genommen.

Außer diesen Sitzinhabern gehört aber noch eine große Anzahl (freilich ohne Stimmrecht) zur Gemeinde, nämlich alle, die bei uns zum heiligen Abendmahl zugelassen worden sind. Von diesen könnten und sollten viele einen oder mehrere Sitze in der Kirche haben und so der Gemeinde mithelfen in ihrer Arbeit für das Reich Gottes. Der Herr aber, dem diese sowohl als jene alle wohlbekannt sind, schreibe ihre Namen in das Buch des Lebens und behalte sie zu ewiger Ehre! Er behüte und fördere voll Gnaden die ganze Gemeinde und setze sie zu einem Segen für viele in Zeit und Ewigkeit! Amen.